



ERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: In der Klosterküche. Originalzeichnung von Cederström. — Fräulein Baronesse. Novelle von Ida von Düringsfeld. (Fortsetzung.) — Tartüffe und Gintre. Originalzeichnung von C. Hoff. — Steppenrose. Novelle von Villamaria. (Schluß.) — allerlei Erlebnisse mit Diensthoten. Humoreske von L. v. B. — Plaudereien (mit Abbildung). — Auflösungen der Räthsel Seite 147. — Rebus. — Correspondenz.

Fräulein Baronesse.

Novelle von Ida von Düringsfeld. (Fortsetzung.)

Jetzt eben den Mond. Dieser ist hinter dem Scutolo emporgestiegen und scheint so klar, daß man das Grün der Agrumi deutlich unterscheiden kann. Noch einige Augenblicke, und sein Licht fällt auf eine schlanke, große Frauengestalt. Die Baronin kommt über die Terrasse weg zu ihrem Manne herangeschritten, legt Kaver's Brief in seine Hand und sagt: „Dank, lieber Gaetan.“

„Hat er Dich amüßigt?“ fragt der Baron. „Nein, ich habe mich über ihn geärgert,“ ist ihre gemessene Antwort. „Oh, das hättest Du nicht thun sollen,“ sagt er gutmüthig, aber gleichgiltig. Das Nicotin hat gewirkt.

„Ich kann nicht anders, als mich ärgern, wenn ich einen verheiratheten Mann in solchem Zustande sehe, wie Kaver,“ spricht sie mit feierlicher Gemessenheit. „In was für einem Zustand?“ fragt Gaetano ehrlich verwundert. „Ich habe keinen besondern Zustand an ihm wahrgenommen.“

„Dann hast Du seine Rasereien über dieses Fräulein von Wengersky wohl nicht gelesen?“ „Ach, das meinst Du!“ sagt der Baron leise lachend. „Mein liebes Kind, ich dünkte, an diesen Zustand wären wir bei Kaver nachgerade gewöhnt. Erwinnere Dich, als ich Dich zuerst zur Mutter brachte, da versetztest Du ihn genau in denselben Zustand, nur in einem noch höheren Grade. Ich weiß noch sehr gut, daß er mir eines Abends ganz ernsthaft ankündigte: er müsse entweder sich oder mich todt-schießen. Ich bat ihn, mit dem Sich anzufangen; aber Du siehst, wir leben beide noch.“

„Damals war er noch nicht verheirathet.“ „Aber Du warst es und noch obenein an seinen Bruder. Nein, liebe Valesca, darüber bekümmere Dich nicht — es wäre sehr unnütz. Emilia nimmt es, wie Du gelesen hast, sehr heiter auf, und sie ist doch die Person, die es zuerst betraf.“

„Ich bin nicht Emilia,“ bemerkt Baronin Valesca empfindlich. „Das versteht sich von selbst,“ entgegnet ihr Mann artig, „aber doch —“

„Ich bin ebenso ernst, wie sie leichtsinnig ist,“ fährt die moralisch und körperlich terzengerade Frau fort; „sie ist frivol, ich bin ernst und streng.“

Austere — wenn die Baronin von Planta erst erklärt

hat, daß sie austere ist, dann bleibt Nichts übrig, als die Segel vor ihr zu streichen. Die Frau, der gegenüber sie es wird, ist ohne Gnade verurtheilt. Ihrer Schwägerin gegenüber ist sie vom ersten Augenblick an, wo Emilia in die Familie kam, austere gewesen; zum Glück weiß Emilia Nichts davon, und würde sich auch nicht darum härmern, selbst wenn sie es wüßte. Baron Gaetano dagegen weiß, daß die Baronesse von Wengersky seine Valesca austere bis zum äußersten Grade sehen wird, aber auch ihn kümmert das wenig. Er

betrachtet den Enthusiasmus des Bruders ein für alle Mal als kritisch und Kaver's Schwäne, das englische Sprichwort umkehrend, ein für alle Mal als Gänse. Auch dieser neue Schwanz des Kapitans wird Gänsefedern haben, und bloß aus Artigkeit gegen einen Mann, dem Schwägerin und Bruder verpflichtet zu sein scheinen, will der Baron heute nach dem Thee noch in Rispoli vorsprechen, nicht im Mindesten aus Neugier, um den neuesten Gegenstand von Kaver's Bewunderung kennen zu lernen. Ja, wenn dieses Fräulein der jungen Engländerin gleiche, die Gaetano diesen Vormittag beim Begegnen in der Thür des Coriile gesehen! Nicht bald, kaum je, haben Augen ihm so himmlisch blau mitten ins Herz hineingeleuchtet, wie die, welche sie dantend flüchtig zu ihm aufgeschlagen. Er hält sie für eine Engländerin, weil er sie zu der Martin hinaufgehen sah. Daß ihm in dieser Gestalt die Tiroler Vorsehung Emilia's erschienen sein könnte, ist ihm nicht einen Augenblick in den Sinn gekommen. Männer sind, Dichter ausgenommen, nicht ahnungsvoll, — Frauen sind es, besonders wo es sich um die Männer handelt, die, rechtmäßig oder unrechtmäßig, ihr Eigenthum sind oder werden sollen. Das ist hier wieder einmal recht deutlich wahrzunehmen: Gaetano ist in seiner melancholischen Alltagsstimmung und spürt von dem Heranrücken seines Schicksals nicht das leiseste Wehen; Espérance dagegen hat ihn so gut wie errathen, und seine Frau hat die dumpfe bedrückende Vorempfindung von etwas sie Bedrohendem. Wie Alles, Verdruß, Schmerz oder Kranksein, sich bei ihr in übler Laune äußert, so thut's auch dieser Instinkt; sie hat sich selten unliebenswürdiger gegen ihren Mann gezeigt, als gerade diesen Abend, wo sie ihn doch mit ihrem langen blonden Haare an sich festbinden möchte, damit er nicht mehr nach Rispoli ginge. Es kommt ihr vor, als sei Alles gewonnen, wenn sie ihn nur diesen Abend noch zurückhalten könne. Sie zögert mit dem Thee, welchen sie nach Acht zu nehmen pflegen, weil er, später getrunken, den nervösen Gaetano am Schlafen hindert. Das Wasser wird kalt und muß wieder heiß gemacht werden, und selbst dann geräth der Thee heute nicht. — Valesca redet und redet über Kaver und über Emilia, über lauter alte Geschichten, über die Unannehmlichkeit neuer Bekanntschaften, über den Terrorismus der Familie. „Liebe Valesca, ich dünkte, unter dem hättest Du am allerwenigsten zu leiden gehabt,“ sagt endlich Gaetano, dem sein liebste Getränk so verdorben wird, mit einer gewissen milden Ungeduld. „Vom Papa warst



In der Klosterküche. Originalzeichnung von Cederström.

Du der Liebling, die Mama wies alle Welt an die Signorina, als an die höchste Instanz — — „Ich klage nicht über die Mama — das war eine heilige Frau.“ — „Das war sie, die Liebe selbst gegen Dich, wie gegen Alle. Aber auch Kaver war stets Dein gehorsamster Diener und mag Emilia sein, wie sie will — neidisch auf Dich ist sie nie gewesen, hat Dich nie zu verkleinern gesucht, und gar Dich beherrschend zu wollen ist ihr im Traume nicht eingefallen. Also bloß, weil sie uns diesen guten Tiroler empfohlen haben — — „Es ist unerträglich!“ preßt Valasca zwischen ihren scharfen weißen Zähnen hervor. Gaetano schüttelt den Kopf. „Sorrento scheint Dir wenig zu helfen.“ — „Wenn es mir verdorben wird!“ — „Wer verdorbt es Dir? Diese Bekanntschaft ist die erste, die sich uns — — „aufdrängt,“ unterbricht Valasca ihn. — „Nun, sei es, also aufdrängt. Aber wie sie Dir so unsäglich zuwider sein kann, begreif ich nicht.“ — „Bin ich etwa zu neuen Bekanntschaften sehr geneigt, seit wir — — „Arm sind? Nein, besonders wenn sie nicht standesgemäß sind, wie Du sagst.“ — „Darin hab' ich vollkommen Recht; solche Leute lauern einem viel mehr auf, als Standesgenossen.“ — „Zugegeben; aber was wollten sie denn bei uns erlernen, was sie nicht schon wüßten? Du kennst Kaver — der hält nicht hinter dem Berge; was zu erzählen war, hat er längst erzählt.“ — „Ja, er sagt immer Alles.“ — „Weil im Grunde Nichts zu verbergen ist. Eine royalistische Familie geht mit dem Königthum, dem sie dient, zu Grunde. Das ist kein Geheimniß und noch weniger eine Schande. Gib mir noch eine Tasse Thee.“ — „Er ist ganz kalt.“

Gaetano steht auf. Wer da erwägt, wie Männer, die über gewisse Jahre hinaus sind, von ihrem gewohnten Comfort abhängen, der wird es zu schätzen wissen, daß der Baron sein Mißbehagen verschweigt. Die Baronin sitzt noch am Tisch, folgt aber mit verdrossenen Blicken den Bewegungen ihres Mannes. Als sie sieht, daß er seinen Strohhut vom Seitentische nimmt — Handschuh trägt er für gewöhnlich nicht — erhebt sie sich lebhaft und geht ihm entgegen.

„Du willst doch nach Rispoli?“
„Ja, liebe Valasca,“ erwidert er ruhig, aber bestimmt.
„O Gott!“ seufzt sie. „Gaetano, Du wirst's sehen, dieser Tiroler hat das böse Auge!“

Gaetano lächelt, küßt sie leicht auf die Stirn und geht. An der Thür des Salons wendet er sich noch ein Mal zu ihr: „Ermüde Dich nicht mit Ausbleiben,“ sagt er, „laß mir nur die Lampe brennen.“

Die Thür geht auf und wieder zu — er ist fort. Die blasse blonde Frau horcht seinen Schritten nach, bis sie verhallt sind. Dann verschränkt sie mit herabgehungenen Armen krampfhaft die Hände und nagt an ihrer Unterlippe. Was wird es ihr helfen, wenn sie Front macht gegen den Doctor Gasser? Er ist ja nur ein kläglicher Vorwand — und — wie käme ein dünner Tiroler zu einem bösen Auge, wie der Herzog *** und der Graf *** es haben? Den Namen, den Baronin Valasca wirklich fürchtet, hat sie im weitern Verlauf des Gesprächs nicht mehr ausgesprochen. Sie ist weit entfernt davon, die Frau von Geist zu sein, als welche ihre kleine Schwägerin sie stets schiltet, aber die Baroness von Wengersky diesen Abend zu nennen, dazu ist sie doch zu klug gewesen.

Fünftes Kapitel.

Auf der Terrasse.

Wenn die Gasser'sche Gesellschaft sich voll versammelt, so thut sie es immer auf der Meerterrasse am großen Hause. Auf der Gartenseite ist auch eine Terrasse, aber da sitzt Niemand. Das Meer, dieser blaue Magnet, zieht Alle an und hält Jedermann fest. Für Doctor und Doctorin sind Stühle aus der untern Loggia geholt worden, die Mädchen stützen sich auf die Balustrade. Bei ihnen ist das norddeutsche Paar, Herr und Frau Claudius aus Hamburg. Es hat sich heute beim Abendessen endlich herbeigelassen, dem Entgegenkommen des Doctors zu antworten. Gehalten ist es noch immer; die Tiroler bieten ihm noch nicht Garantien genug. In dessen gesteht Herr Claudius doch ein, daß er Naturforscher ist, der hier Meereshiere sammelt. Wenn er sagte: Naturalienhändler, so wäre das der Sache und der Wahrheit mehr gemäß, indessen da der Naturforscher ihm reputlicher dünkt, warum soll er sich diese kleine Standeserhöhung nicht gestatten? Er schiebt ja nur dem commerciellen Zweck das Vorgeben einer wissenschaftlichen Liebhaberei unter. Das schadet keinem Menschen, höchstens, wenn es herauskommt, ihm selbst, weil man ihm dann vorwerfen könnte, unter falscher Klage gefahren zu sein. Frau Claudius ist eine lebhaftere Person, die nicht viel über Dreißig zählt und daher noch die volle Berechtigung hat, das Mädchenkostüm der weißen Blouse und des seidnen Rocks zu tragen.

Die Unterhaltung wird zwischen ihr und den beiden Gasser'schen Damen geführt. Espérance hat wieder einmal einen ihrer stummen Abende. Mit traumverfleihten Augen blickt sie auf das Meer. Es ist, Dank dem herrlichen Mondschein, durch ungewöhnlich viele Segelboote mit Spaziersfahrern belebt. Auch Fischer sind draußen, die bei Fadelglanz fischen. In Neapel drüben sieht man das Licht der Lanterna sich drehen und bald verschwinden, bald wieder leuchten. Jrgendwo am Posilipo und in Mesina unter dem Bewußtsein spielen auf seine Rolle haben; von Zeit zu Zeit athmet er eine geheimnißvolle kleine Flamme aus.

Da kommen, wie gestern, Männertritte über die Terrasse her. Nur ist es diesmal nicht Herr Martin, sondern Gaetano.

Er entschuldigt sich einfach, daß er erst jetzt kommt, indem er die Geschichte von dem Briefe erzählt, natürlich ohne den absichtlichen Antheil seiner Valasca an dem verzögerten Aufsuchen ahnen zu lassen. „Da war es zu spät, um noch vor Acht her zu können,“ fügt er hinzu, und um Acht ist hier in Rispoli Speisestunde und bei uns Theestunde. Sobald ich aber mein Theil hatte, hab' ich mich aufgemacht, und jetzt bitt' ich Sie, mich Ihren Damen vorzustellen.“

Der Doctor thut es mit einiger unnützen Geschäftigkeit. Zuerst nennt er Frau und Nichte, dann bittet er, ihm zu erlauben — Herr und Frau Claudius — und endlich — er sieht sich um — „wo ist die Baroness?“

Sie steht etwas seitwärts hinter ihm. Gält' es ihr

Leben, sie könnte kein Wort hervorbringen, um sich bemerkbar zu machen. Ihre Lippen sind wie versiegelt. Sie hat Gaetano auf den ersten Blick erkannt.

Er seinerseits sucht mit den Augen, weil der Doctor sucht. Ein lächelnder Wink der Doctorin deutet ihrem Manne an, wo Espérance sich verbirgt. Gaetano folgt dem Wink ebenfalls, wendet sich zugleich mit dem Doctor zurück nach rechts und steht vor seiner Engländerin.

Der Doctor fragt ein wenig grämlich: „Was machen Sie denn, Fräulein Espe?“ Dann erinnert er sich, daß er Cerimonienmeister ist und jagt mit amtsmäßigem Ernst: „Fräulein Baroness von Wengersky, Herr Baron, die sehr gute Freundin Ihrer Frau Schwägerin.“

„Das schreibt mir mein Bruder,“ sagt Gaetano mit seinem einnehmenden Lächeln. Er will der jungen Dame gern rasch über die doch immer unbegreifliche Wahrnehmung weghelfen, daß sie ihm vorgestellt worden ist, nicht er ihr. Sie verneigt sich, lächelt ängstlich und bleibt stumm. Ob die Ungeschicklichkeit des Doctors sie gänzlich außer Fassung gebracht hat? Das wundert Gaetano; Kaver's Schilderung nach hat er in der Baroness von Wengersky ein junges gesellschaftsfähigeres Mädchen erwartet, keines, welches so die Haltung verlieren kann. Er weiß ja nicht, daß sein Erscheinen sie als ein erfülltes Ahnen überwältigt. Ihm ist ihr Erkennen nur eine höchst angenehme Ueberraschung gewesen, die er natürlich voller Kaltblütigkeit aufgenommen hat.

Zwischen ist der Cameriere dem Gast zu Ehren von einem Kaptus der Dienstfertigkeit ergriffen worden und hat mehr Stühle herbeigeleitet. Gaetano gibt den, welcher für ihn sein soll, der zitternden Espérance, und sie ist dankbar für den Sitz, denn sie kann sich nicht recht auf den Füßen erhalten. Der Boden schwanke unter ihr.

Allmählig kommt sie wieder zu einiger Besinnung. Die Stimmen klingen ihr noch etwas entfernt, aber sie hört doch, daß gesprochen wird, sie versteht auch etwas, der Doctor erklärt sich gegen alle Ausflüge in die Umgegend. Das Brigantenthum ist eben in der höchsten Blüthe — der Doctor hat gar keine Lust, diese Romantik im Leben kennen zu lernen.

„Obwohl Sie Dichter sind, wie mein Bruder mir schreibt?“ fragt Gaetano.

„Oh, hat der Kapitän meines kleinen Talentos gedacht?“ entgegnet geschmeichelt der Doctor. „Ja, mein Herr Baron,“ fährt er dann fort, „obwohl ich Dichter bin, so kann ich darin doch nichts Interessantes finden, mich von vier bis fünf braunen Schuften um meine Uhr und meine Börse leichter machen zu lassen. Man rieth mir in Neapel sogar von Camaldoli ab, und ich folgte dem Rath. Fräulein Baroness hier wollte mich durchaus hinaufschmeicheln, aber ich sagte: Nein, Romantik kann zu theuer bezahlt werden.“

Gaetano lehnt neben Espérance an der Balustrade. „Sie fürchteten sich nicht?“ fragt er sie.

Die Frage ist doch gewiß einfach, aber Espérance zittert und zögert, sie zu beantworten. Petronella hat Zeit herüberzurufen: „Hundemögd! fürchtet sich nicht; das ist eine Heldin.“

Gaetano blickt die Nichte des Doctors so aufrichtig erstaunt an, daß die kleine Person vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben verlegen wird. Dann wendet er sich wieder Espérance zu und ist erstaunt über die Veränderung, die er an ihr wahrnimmt. Petronella hat ihrer Freundin wider Willen einen Dienst erwiesen; die Entrüstung über sie hat Espérance all ihre Schnellkraft zurückgegeben; schlank aufgerichtet sitzt sie da, begegnet dem fragenden Blick des Barons mit dem vollen Glanz ihrer Augen und sagt lächelnd: „Wundern Sie sich nicht über die absurde Benennung, Herr Baron. Ich verdanke sie meiner Schwäche für einen großen, weißen, blöden Hund, Pascha mit Namen, und meine heillosen Freundin liebt es zu vergessen, daß ich auch noch anders heiße. Was nun meine Furchtlosigkeit anbetrifft, so geht sie nicht bis zum Heldenthum, aber ich kann nicht leugnen, daß ich viele der hiesigen Geschichten für übertrieben halte — wie man so sagt für Mordgeschichten.“

„O nein!“ nimmt Herr Claudius mit dem Ausdruck eines nachklingenden Entsetzens das Wort, „sagen Sie das nicht! Ich hab' es erfahren. Wir wollten einen Abend San Carlo besuchen, kamen noch etwas zu früh und gingen vor dem Theater hin und her. Auf einmal fällt' ich eine Hand in meiner Tasche, ich greife zu, dreh' mich um — war es richtig ein solcher verwünschter Junge, der mir im Gedränge das Schnupftuch herausziehen wollte.“

„Ein Quaglia,“ schiebt Petronella eifertig ein.
„Ja, ich glaube, so heißt man die Vengel, Sie können sich denken, wie fürchtbar aufgeregt ich war — ich konnte nicht in's Theater.“

„Aber warum?“ fragt Espérance naiv. „War denn das Schnupftuch verloren?“
„Nein, aber so plötzlich eine Hand in meiner Tasche zu fühlen — es ist gräßlich.“

„Das begegnet einem wohl gelegentlich in allen großen Städten,“ bemerkt der Baron mit einem verhaltenen Lächeln. Seine und Espérances Augen treffen sich flüchtig; er sieht, daß sie gleichfalls innerlich lacht.

Herr Claudius will sein Abenteuer vor San Carlo nicht verringern lassen. „Sie bekommen aber nicht überall wie hier bei solcher Gelegenheit ein Messer zwischen die Rippen,“ sagt er düster.

„Eine Coltellata!“ läßt Petronella sich wieder hören.
„Von einem Taschendiebe dürfte kaum etwas dergleichen zu fürchten sein,“ spricht Gaetano, „vorausgesetzt, daß man ihn gleich wieder laufen läßt, was Sie doch gewiß thaten?“
„Ja, gewiß! Ich danke Gott, als ich ihn nicht mehr fühlte,“ antwortet Herr Claudius. „Aber ich habe die ganze Nacht vor Aufregung nicht schlafen können,“ setzt er nachschauend hinzu.

„Das ist nun ein besonderer schrecklicher Fall,“ sagt Espérance so ernsthaft, daß nur Gaetano ihre innerliche Belustigung herausklingen hört. „Was aber das Brigantenthum betrifft, so glaub' ich, ist es mehr royalistisch parteigängerhaft, als alltäglich straßenrauberhaft. Wenigstens jagte mir in Pompeji einer von den Sesselträgern, welche Frau Doctorin hatte: Briganti — e per politica, ladri — e per rubare.“

„Räuber — das ist Politik; Spießbuben — das ist, um zu stehlen,“ übersetzt Doctor Gasser für sich zum bessern Verständniß und fügt dann beifällig hinzu: „das ist eine förmliche Sentenz.“

„Italienisch ist vorzugsweise die Sprache für Sentenzen,“ bestätigt Gaetano, „und in diesem Falle ist die Sentenz eine Wahrheit. So und so viele unter den Briganten sind die reinen bourbonischen Freischärler, aber das Ergebnis ist leider dasselbe. Briganti wie ladri sind sich zum Verwechseln ähnlich und werden besser gemieden, als gesucht. Der Herr Doctor hat sehr Recht gehabt, daß er Ihnen wegen Camaldoli nicht nachgegeben hat, Baroness. Wenn man oben in den einsamen Eichenwald kommt, findet man Hirten. Ist man in zahlreicher Gesellschaft, so bleiben sie Hirten; ist man aber in geringer Anzahl, so verwandeln sie sich und, ob nun in briganti oder in ladri, das bleibt sich ganz gleich — sie nehmen einem, was man hat.“

„Haben Sie nie ein Abenteuer mit solchen Herren gehabt, Herr Baron?“ erkundigt sich neugierig Frau Claudius, welche sich dicht neben ihren Mann an die Balustrade gedrängt hat.

„Auf die Gefahr hin, Ihnen sehr uninteressant vorzukommen, muß ich Nein sagen,“ antwortet Gaetano lächelnd. „Ich war nie Jäger, Alterthumsforscher bin ich auch nicht. Als gardes d'honneur hatten wir nur im Palaste Dienst, und als Attaché bei den Gesandtschaften sieht man keine Briganten außer in der Oper oder auf der Kunstausstellung.“

„Also ein Mann des Friedens,“ schließt die Hamburgerin mit einer etwas spöttischen Miene in ihrem lustigen Gesicht.

„Gänzlich,“ antwortet Gaetano mit einer leichten Verbeugung.

„In Gaeta waren Sie,“ haucht Espérance.
„Wer war nicht in Gaeta?“ erwidert er freundlich gelassen.

„Alle die, welche zu Garibaldi übergingen,“ entgegnet Espérance mit Hohn um die Lippen, mit Diamantenblitzen in den Augen.

Gaetano blickt sie an, wie ein Mann seine Jugend ansieht. Für ihn ist die Zeit der politischen Leidenschaft vorüber; selbst nach Gaeta ist er mit Ruhe gegangen, bloß weil es seine Pflicht war. Aber ihn freut es, der royalistischen Schwärmerei in so schöner Gestalt zu begegnen; es thut ihm wohl, es macht ihn um zwanzig Jahre jünger. In gleicher Art antworten kann er indessen doch nicht, dazu ist die Gewohnheit, sich zu dämpfen, bei ihm zu sehr in sein ganzes Wesen übergegangen. Er sagt daher nur ganz schlicht: „es ist kein ehrenvolles Kapitel in der neapolitanischen Geschichte.“

„Die Ehre war da, wo Sie Ihre Wunde bekommen haben,“ nimmt jetzt die hübsche Doctorin das Wort.

Es hilft Nichts, Kaver hat seine Aufgabe als Familien-trompeter gar zu gewissenhaft erfüllt: Gaetano muß es sich gefallen lassen, ein Held zu sein. Nun, so schönen blauen Augen gegenüber hat er Nichts dawider, besonders, da er ohne sein Zutun zu dieser Rolle kommt. Er sträubt und zieht sich folglich nicht, sondern läßt sich mit liebenswürdiger Nachgiebigkeit bewundern und ausfragen. Noch ist der Nimbus nicht erloschen, welcher für conservativ poetische Gemüther sich um die Gestalt Maria's von Neapel herweht, noch ist es kaum einige Jahre her, daß jedes illustrierte Blatt ihre malerische, soldatische Tracht in einem mehr oder weniger gelungenen Holzschnitt gebracht hat, daß die Fürstinnen Europa's ihr den silbernen Vorberkranz gewidmet haben — die Doctorin will „von der Königin“ hören. Gaetano erzählt seine Gaetazeit. Die letzte Romanze des ritterlichen Königthums, welches für sein Recht von Gottes Gnaden kämpfte, hört sich in seiner Fassung gut an. Gaetano hat eine ungemein weiche Stimme, eine natürlich elegante Aussprache, einen in den Salons verschiedener Hauptstädte zu den verschiedensten Modulationen ausgebildeten Ton. Man braucht ihn nicht zu sehen, nur zu hören, um ihn liebenswürdig zu finden. Er braucht nicht geistreich zu sein, um fesselnd zu sprechen. Espérance horcht, wie auf Musik; die Doctorin ist ganz bezaubert, selbst Petronella wird bestochen. Nur die Hamburgerin lacht; sie findet Gaeta, die Königin auf Wache und die royalistischen Paladine sammt und sonders komisch und wiederholt: „Dergleichen begreifen wir nun nicht.“

„Wie sollten Sie uns denn auch begreifen?“ fragt endlich Espérance so kühl aus der Höhe herunter, daß Frau Claudius sich schließlich ein Beispiel an ihrem Manne nimmt, welcher mit dem Takt des Stillschweigens zugehört hat.

Gaetano hat sich nicht hören lassen, aber als er die letzten Fragen beantwortet, die letzten Worte über das noch unerlöschte Thema gesagt hat, wendet er sich an die Hamburgerin. „Es ist sehr erklärlich, daß Ihnen jeder Kampf um eine verlorne Sache thöricht erscheinen muß; Sie sind zu sehr an die rein praktische Anwendung des Lebens gewöhnt. Aber Sie hätten das frühere Königthum in Neapel sehen sollen, da würd' es Ihnen gefallen haben, denn da war es auch praktisch: es füllte die Stadt. Oder ist Neapel Ihnen nicht leer vorgekommen?“

„Das ist der Sommer, wo die Fremden fehlen!“ ruft Frau Claudius lebhaft.

„Nein, es ist das Schloß, in welchem der Hof fehlt,“ erwidert der Baron, den Kopf leicht schüttelnd. „Ich sehe nie die große Terrasse — ich nehme an, daß Sie sämmtlich im Schloß gewesen sind?“

Alle sind drinnen gewesen, Jedes weiß etwas daraus zu rühmen: die Hamburgerin hauptsächlich das herrliche Porzellan, der Doctor ein Zimmer, wo Kaiser Nikolaus gewohnt, seine Frau die beiden hohen chinesischen Vasen, die als Candelaber dienten, Petronella den Ballsaal — Gaetano lächelt, als er ein förmliches Inventar des königlichen Gebäudes vernimmt. „Ja, das ist Alles schön und interessant,“ sagt er, „aber ich wollte jetzt von der großen Terrasse sprechen, die an der Meerseite über dem Arsenal liegt —“

„Mit dem leeren Brunnen in der Mitte, und den Blumenbeeten und Weingärten am Strande?“ unterbricht Espérance ihn.

„Und einem freien Rame zwischen der Balustrade und dem Brunnen?“ vollendet Gaetano. „Ganz recht. Nun sehen Sie, dort war einmal, als der Prinz von Joinville unsern Hof besuchte, die Tafel gedeckt. Es war eine Augustnacht, Vollmond, alle Schiffe hatten geflaggt und waren glänzend erleuchtet, der Bewußtsein zur Linken, Capri zur Rechten, gerade aus Castellamare mit Quissana darüber — der Brunnen war nicht leer.“ Ichob er mit einem Lächeln gegen Espérance ein, „und dazu Musik und das sympathische Volksbrauen, welches

um den Palast hervogte — glauben Sie mir, es war ein Fest, wie es eben nur ein König geben kann und zwar in einem solchen Schlosse. Auch sagte Joinville: 'Gew. Majestät haben eine Residenz, wie kein anderer König auf Erden.' Und weil diese Poesie des Königthums jetzt dem Schlosse von Neapel fehlt, ist Neapel leer, selbst wenn es im Winter voll von Fremden ist," schließt Gaetano, der seine Schilderung vorzugsweise an Frau Claudius gerichtet hat.

Sie gibt lachend zu, daß ihr ein Bourbon im Palast zu Neapel logischer gedünkt haben würde, als in der Festung von Gaeta. Ihr Mann fragte mit seiner echt norddeutschen feinen Stimme: „Könnte Victor Emmanuel nicht ein ähnliches Fest geben?“

„Sein Enkel vielleicht,“ antwortet Gaetano. „Er nicht. Er paßt nicht hinein — es ist ihm zu groß. Auch bewohnt er, wenn er überhaupt da ist, nicht die eigentlichen königlichen Gemächer, sondern die des Prinzen Francesco di Paola. Wenn er Feste gibt, so thut er's in der salle d'attente vor dem Thronsaal. Da hielten sich früher bei Feierlichkeiten die gardes d'honneur auf, und da lag auch unser König auf dem Paradebett.“

„Bomba?“ tönt jetzt die Stimme von Frau Claudius. „Ferdinand II.“ sagt Gaetano. Von jetzt an spricht er zu Espérance. „Ist Ihnen die schöne weiße Marmortreppe gegenwärtig, die hinauf in die salle d'attente führt?“ fragt er. „Wo man so tief, tief hinabblidt, wenn man sich auf die Balustrade lehnt?“

„Ja. Die war eben fertig geworden, als der König starb. Sie wurde zum ersten Male benutzt, als man hinaufstieg, um ihn noch zu sehen und ihn dann hinunter zu tragen, zum zweiten Male unter der neuen Regierung, um — tout le monde et sa femme zum Hofball hinaufzulassen. So enden und beginnen Dynastien, und ich muß jetzt auch enden, sonst hör' ich nicht auf und komme nicht nach Hause,“ unterbricht Gaetano sich und nimmt Abschied. Er hofft, die Damen — selbstverständlich meint er nur die Damen des Doctors und Espérance — werden morgen gegen Abend bei seiner Frau vorbeigehen; dann geht er. Der Doctor begleitet ihn den Garten hinunter und Herr Claudius schließt sich an, wohl in der stillen Absicht, dadurch jede Verantwortlichkeit für das Gebahren seiner Frau von sich abzulehnen. Frau Claudius trägt nicht schwer an dem Bewußtsein, gleich zu Anfang alle die neuen Bekannten verletzt zu haben. Sie lacht und sagt mit Bezug auf Gaetano: „Das ist ein enragierter Royalist!“

„Wie Sie eine enragirte Freistädterin sind,“ wirft Espérance ihr zu.

„Da haben Sie Recht,“ versetzt die Hamburgerin vergnügt. (Fortsetzung folgt.)

Steppenrose.

Novelle von Villamaria.

(Schluß.)

6.

Nun war es Somabend geworden und obgleich — Gabriels Brief zufolge — Doctor Wieden schon mehrere Tage in der Hauptstadt sein mußte, hatte die Vicomtesse ihn noch nicht gesehen. Vergeblich hatte sie ihre täglichen Spazierfahrten eingestellt, um nur seinen Besuch nicht zu verfehlen, vergeblich selbst ihre Promenaden im Parke aufgegeben — er war nicht gekommen! Bleich und niedergedrückt ruhte sie an diesem Vormittag auf der Causeuse in der Nische unter dem geöffneten Erkerfenster, das dicht von Ephen umspinnen, nur gedämpft das Sonnenlicht in den traulichen Raum gleiten ließ; sie hielt ihren Lieblingsdichter in der Hand und hatte die Stirn tief auf das Buch gesenkt, aber ihre Gedanken weilten in der Ferne.

Da rauschten die schweren Damastportieren vor ihrem Gemach — ihr Herz schlug lauter, obgleich sie ohne Bewegung in ihrer Divanede verharrte und das Haupt nur noch tiefer neigte — aber es war nicht Mademoiselle Montbert, ihre Kammerfrau, sondern Jérôme, welcher Herrn von Meauville meldete, der um Erlaubniß bat, Madame seine Aufwartung zu machen.

Der Vicomte hatte nur einmal dies Zimmer betreten, als er seine Gemahlin bei ihrer Ankunft in Wien in diesen Flügel geführt, denselben ihr als anschließliche Residenz zu übergeben. Die Gatten sahen sich sonst nur bei Tafel und Abends am Theetisch, wenn — was selten genug geschah — der Vicomte zu Hause war. Jetzt forderte er eine Unterredung in ihren eigenen Gemächern und Wally durchzitterte ein heimlicher Schreck — Geheimnisse haben stets Angst und unbekanntes Sorgen im Gefolge, und ihre Brust barg ja ein solches.

Aber ihr stolzes Herz verrieth nichts von seinen Empfindungen, sie neigte in stummer Zustimmung ihr Haupt und der alte Kammerdiener verließ den Raum; bald darauf rauschte die Portiere vom zweiten Mal, und im nächsten Augenblick stand der Vicomte vor ihr; er war in elegantem Jagdeostüm, hielt einen Brief in der Hand und verneigte sich mit ausgewählter Anmuth.

„Vergeben Sie diese erste und ausnahmsweise Störung,“ sagte er lächelnd, „aber es gilt einen dringenden Wunsch unseres Gesandten, den ich gern mit meinem schwachen Wort unterstützen wollte. Sie wissen, daß er uns zur Schneepfenn-jagd auf sein Jagdschloß eingeladen hat und entzückt sein würde, Sie, deren Schönheit er mit Bedauern in den kleinen Zirkeln dieses Winters vermißt hat, dort glänzen zu sehen — darf ich auf Ihre Begleitung hoffen?“

„Sie müssen mich entschuldigen,“ sagte sie höflich, aber bestimmt, „wie Sie es ja bisher mit so liebenswürdiger Bereitwilligkeit gethan; aber ich bin Ihrer Sprache immer noch nicht mächtig genug, um mich ohne Verlegenheit in derselben auszudrücken. Bis zum nächsten Winter hoffe ich das Bekannte durch fleißiges Studium nachgeholt zu haben.“

Der Vicomte lächelte galant. „Ihre Schönheit und Anmuth, Madame, nimmt Herz und Sinn so gefangen, daß das Ohr nicht Zeit findet, jenen kleinen Härten zu lauschen. Da ich aber weiß, wie sehr der Gesandte und seine Gemahlin Ihre Gegenwart ersehnen, so gestatte Sie mir noch einmal für ihre Wünsche zu plaidiren.“

„Sie sind zu artig,“ sagte sie mit erzwungenem Lächeln, „aber ich bitte noch einmal um Nachsicht, denn ich fühle mich nicht wohl genug zu einem so anstrengenden Vergnügen.“

„Freilich sehen Sie angegriffen aus,“ entgegnete Herr von Meauville mit einem forschenden Blick in ihre Augen und einem leisen Klang des Spottes im Tone, „und so muß ich denn also allein gehen; aber doch nicht ohne die Hoffnung, Sie bei meiner Rückkehr in einigen Tagen ganz hergestellt zu finden.“

Er küßte ihr artig die Hand, wandte sich der Thür zu und warf im Hinausgehen, unbemerkt von seiner Gemahlin, einen raschen Blick auf das offene Bogenfenster; im nächsten Augenblick rauschten die Portieren hinter ihm zusammen und Wally war wieder allein.

Der elegante Jagdwagen rollte vor das Schloßportal, der Vicomte sprang hinein und ergriff die Zügel; Jérôme kletterte auf den Rücksitz und das leichte Gefährt rollte aus dem Hofe und schlug den Weg nach dem mehrere Stunden entfernten Jagdschloß des französischen Gesandten ein.

7.

Das einsame Mittagßmahl war vorüber, die Vicomtesse war in ihr Boudoir zurückgekehrt, das traueste Winkelchen des großen, weitläufigen Palastes, in dem allein sie sich heimlich fühlte; es bildete mit seinem vorspringenden Erkerbogen die äußerste Ecke dieses Schloßflügels, und geschieden von allem Geräusch der Straße und des Hofes ragte es tief hinein in den stillen Park mit seinen uralten, laustwiegenden Bäumen.

Hier, in dem laubumspinnenen Fensterbogen, ruhte sie oft stundenlang in der mild hereinströmenden Frühlingsluft, und ihr Auge hing wie traumgebannt an dem wunderschönen Männerkopf, der lebensgroß von einem Pfeiler der Seitenwand auf sie herniederblickte.

Wem gehörten einst diese schönen, blauen Augen, die sie so bekannt, so lieb und traut anschauten? Sie mochte nicht fragen — es gar nicht wissen! Zweifelsohne einem Meauville der Vergangenheit, und dieser Name unter dieses Antlitz geschrieben, hätte seinen Zauber gebrochen — darum forschte sie nicht!

Die Sonne senkte sich schon abwärts, ihre scheidenden Lichter brachen durch das Laub und zitterten grüngoldig auf dem Gefäsel des Fußbodens; warm und wüßig strömte noch immer der Abenddunst durch das Erkerfenster und spielte kosend mit dem lockigen Haar der jungen Frau.

Da — hatte die tiefe Stille umher sie in Traum gewiegt, oder war es Wirklichkeit — da bebten leise die schönen Züge des Bildes, wie wenn eine Hand darunter an die Leinwand rührte, dann drehte sich langsam der Pfeiler, und Wally, die entsetzt aufgesprungen war, erkannte lautlos hinstarrend, daß jener Mauervorprung eine schmale Thür verdeckte, die, von außen in ihr Gemach führend, sich jetzt unhörbar öffnete. Einen kurzen Augenblick sah sie durch die Oeffnung hindurch die Baumkronen des Parkes sich wiegen, dann schloß sie sich wieder ebenso lautlos, und aus dem Schatten des Bilderrahmens trat jetzt eine schlanke Gestalt in das Licht des Fensterbogens.

Ein Schrei — aber ein Schrei des Entzückens glitt über Wally's Lippen, ihre bisher schreckgeffelten Hände lösten sich und streckten sich innig grüßend dem Nahenden entgegen, denn vor sie trat jetzt — Ernst Wieden.

Das Abendgold lag auf seinem dunkeln Haar und aus den schönen, schwermüthigen Augen grüßte sie wortlos der Strahl der alten Zeit

Wally der Duft der Steppe herauschend um ihr Gemüth, schaute sie wieder die goldschimmernden Sommerabende auf der Veranda ihres väterlichen Schloßes, oder waren es die langentbehrten Neolsharfenklänge, denen sie jetzt traumverloren lauschte, während ihre Augen mit verklärtem Lächeln an seinen Lippen hingen Verunken war die Gegenwart mit ihren unbekanntem Schauern, mit ihrer trostlosen, kalten Einsamkeit — um sie her wehte Heimathluft und tönten Heimathklänge.

Er schaute leuchtenden Blickes in ihr schönes, bewegtes Antlitz und dann beugte er sich sanft nieder und küßte stumm die weißen Finger, die immer noch unbewußt und zitternd seine Hand umschlossen.

Sie seufzte laut auf und schüttelte dann das Köpfchen, als müßte sie das Traumbild bannen und zu der Wirklichkeit zurückkehren.

„Sie bringen mir Grüße aus der Heimath,“ sagte sie leise, „und auf wie seltsamem Wege dies auch geschieht — seien Sie mir tausend, tausendmal willkommen!“

„Grüße und Botschaft,“ entgegnete Wieden mit seiner weichen Stimme, die jetzt unbewußt bebte, „eine Botschaft, die, wie unerwartet sie auch kommen mag, doch Ihr Herz und Ihren Beschluß bereit finden möge!“

Sie sah erschrocken zu ihm auf und jetzt erst gewahrte sie, wie bleich er war und wie traurig diese schönen, blauen Augen dreinschauten.

„Sprechen Sie,“ bat sie ängstlich, indem sie erwartungsvoll auf ihren Sitz zurückank und auf einen Sessel deutete; aber er blieb vor ihr stehen, kreuzte die Arme über der Brust und kämpfte sichtlich mit seiner Bewegung.

„Gnädige Frau,“ begann er dann, „Ihr Herr Vater hat mich mit seinem Vertrauen beehrt, er hat rückhaltlos sein Herz mir geöffnet und gemeinsam haben wir berathen. Das Resultat bin ich beauftragt Ihnen mitzutheilen und habe mein Wort verpfändet, nicht ohne Ihre Einwilligung zurückzukehren.“

Draußen vor dem offenen Fenster rauschte es jetzt leise, aber sie achteten es Beide nicht. „Graf L. kann keine Ruhe finden über den Schritt, zu dem er Sie veranlaßt, denn der heitre Ton in Ihren Briefen an Comtesse Gabriele täuscht ihn nicht; er weiß, daß Sie unglücklich sind und — verzeihen Sie, gnädige Frau, einen Freimuth, zu dem mich ihres Herrn Vaters Auftrag zwingt — und daß Sie an der Seite des Vicomte unglücklich sein müssen.“

Eigenes Mißgeschick hatte ihren Herrn Vater verwirrt und seine Ueberlegung getrübt — in der Einsamkeit und Stille, die Ihrer Abreise folgte, sah er klarer.

Wie hart auch die Welt sein Thun verurtheilen wird, wie streng ihn auch der Tadel seiner Freunde treffen mag — er ist entschlossen Alles zu tragen, um Sie von diesen unseligen Banden zu befreien. Er kommt, so wie ich ihm Ihre Einwilligung gemeldet, um Sie in die Heimath zurückzuholen. Es ist ihm ein hoher Posten in der Verwaltung Ungarns

angetragen — er ist entschlossen ihn zu übernehmen. Keine Entbehrung, sagte er mir, würde der Dual gleich kommen, die er empfinde, sein geliebtes Kind fern von einem Mann gefesselt zu sehen, den er für einen Schurken zu halten genöthigt sei.

Gnädige Frau, Ihr Opfer war vergeblich, der Schuldchein ist dem Grafen nicht zurückgestellt worden, seine Ehre, sein Besitz ist nach wie vor in den Händen des Vicomte, der, wie Graf L. jetzt überzeugt ist, Weides durch falsches Spiel errungen.“

Sie hörte nur das eine Wort „vergeblich!“ Vergeblich also hatte sie eine heiße Liebe, heimliche Mädchenträume von Erdenglück und Erdeneligkeit begraben, vergeblich ihre Hand einem Manne gereicht, den sie verabscheute! Ihr Vater war nicht frei geworden, immer noch kreiste der Geier über dem Königsaar ihr Herz schlug so tödtlich heftig, daß ihre Lippen zu beben begannen; langsam, todtenbleich erhob sie sich:

„Es kann nicht sein!“ sagte sie endlich tonlos, „ich habe falsch gehört!“

„Nein, gnädige Frau,“ erwiderte er, in heißem Mitgefühl ihre zitternden Hände fassend, „es ist Wahrheit!“

„Und ein falscher Spieler ist er?“ fragte sie wie gebrochen weiter, und ihre Augen hafteten angstvoll an dem Gesicht Wiedens, „wissen Sie, was Sie sagen? Der Mann, dessen Namen zu tragen ich verurtheilt bin — reiß für die Galeeren!“

„Es ist so, gnädige Frau!“

„Beweise, Beweise!“ rief sie nun fast heftig, „meines Vaters Haß, so gerecht er ist, trübt hier sein Urtheil — nehmen Sie diese Schande von meinem Haupt!“

„Mit dem Opfer meines Lebens, wenn ich es dadurch vermöchte!“ sagte er innig, „aber, gnädige Frau, seit drei Tagen bin auch ich dieses Glaubens.“

Sie sah ihn an, ohne ihn zu verstehen. „Wollen Sie einen Augenblick mit mir in vergangene Zeiten zurückschauen,“ fuhr er fort, „so werden Sie selbst urtheilen können. Als junges Kind ward ich meiner schwachen Gesundheit wegen mit meinem Erzieher nach Italien geschickt; als ich nach Jahresfrist zurückkehrte, war ich eine Waise. Mein Vater sei auf der Jagd verunglückt, sagte man mir, und meine Mutter ihm aus Gram mehrere Monate später nachgestorben; von dem großen Vermögen meiner Eltern war nichts mehr vorhanden — Niemand wußte, was daraus geworden. Bei einem entfernten Verwandten ward ich erzogen, angewiesen allein auf meine eigne Kraft, darum legte ich die jetzt werthlosen Titel ab und nannte mich einfach: Ernst Wieden.“

In diesen Tagen ward ich mündig und mein Verwandter übergab mir dabei ein hinterlassenes Schreiben meines Vaters. Lassen Sie mich kurz sein! Der Erbschütterungen der jüngst verlebten Tage waren doch genug! Meines Vaters Brief enthielt ein Bekenntniß seines Unglücks und seiner Schuld. Ahnungslos in die Rege eines vornehmen Spielers gefallen, hatte er in einer Nacht sein Vermögen bis auf den letzten Heller verloren, und unfähig das Unglück seines Weibes und Kindes zu ertragen, gab er sich entschlossen den Tod, aber sein letztes Wort war die felsenfeste Ueberzeugung, daß sein Gegner mit „gefällichten Karten“ gespielt habe

„Und der Name dieses Gegners?“ forschte die junge Frau mit todtblaffen Lippen.

„Schauen Sie um sich, gnädige Frau!“ bat Wieden mit leiser, schmerzdurchzitterter Stimme, „Sie stehen in dem Zimmer meiner seligen Mutter; jenes Bild am Pfeiler ist das meines unglücklichen Vaters; in diesem Garten, in diesen Räumen habe ich eine kurze, glückliche Kindheit verlebt und der Mann, der mir Vater, Mutter und Heimath raubte war — der Vicomte von Meauville.“

Sie sprach kein Wort — langsam schlug sie die Hände vor das Antlitz und stöhnte laut auf wie in Todesqual.

„Er hat mich bei seinem damaligen Besuche erkannt,“ fuhr Wieden fort, „mein Name hat ihn auf die Spur geführt, und nun, nachdem ich Alles weiß, sind mir seine damaligen Fragen klar. Um ihm nicht zu begegnen, wählte ich jenen geheimen Eingang durch den Park, durch den ich in früheren Zeiten so oft in das Zimmer der geliebten Mutter schlüpfte.“

„Und nun?“ sie sah ihn an mit gramerfüllten Augen.

„Nun ist meine Mission erfüllt!“ sagte er wieder in weichen Tönen, erschüttert von ihrem Schmerz. „Ich weiß, daß es keines Wortes mehr bedarf, daß Sie dies unselige Haus verlassen werden, sowie Graf L. hier angelangt ist, Sie unter seinen Schutz zu nehmen; dann will ich Schritte thun, den Betrüger zu entlarven. Mein Vetter, der letzte Graf Triebelsdorf, ist endlich aus fremden Kriegsdiensten zurückgekehrt und weilt jetzt in unmittelbarer Nähe der Kaiserin; noch an diesem Abend soll er meine Mittheilung empfangen. Und nun, gnädige Frau — es ist mir fast unerträglich, Sie schutzlos in der Höhle des Tigers zurückzulassen, aber — Gott sei dank! — es währt nur noch wenige Tage bis zu fröhlichem, freiem Wiedersehen!“

Er beugte sich auf ihre Hände und küßte sie mit zitternden Lippen, dann wandte er sich schnell ab und schritt auf die verborgene Thür zu.

Die Dämmerung in dem kleinen Raume hatte zugenommen, nur noch ein letzter Abendstrahl spielte in dem Krystall des Kronleuchters an der hohen Decke und kreiste zurückstrahlend in farbigem Licht um den Pfeiler mit dem schönen Männerkopf.

Wieden hemmte einen Augenblick seinen Schritt und blickte zu dem Antlitz auf, das er einst so hoch vergöttert.

Der bunte Strahl des spiegelnden Krystalls wiegte sich nun schillernd auch auf seinem Haupt, da — als er die Hand nach der verborgenen Thür ausstreckte — rauschte es wieder im Ephen draußen, ein zischender Laut durchschnitt die Luft, und Wiedens ausgestreckte Hand sank kraftlos herab — ein kurzer, schwacher Schrei, ein convulsives Zucken der schlanken Gestalt — und haltlos glitt er zu Boden.

Im nächsten Augenblick kniete die Vicomtesse neben ihm, sein schönes, bleiches Haupt in ihren Armen emporrückend. Ihr Auge war ihm gefolgt, wie er so schmerzverunken vor dem Bilde seines Vaters stand; sie glaubte ihn ohne mächtig, übermann von den Erbschütterungen der letzten Tage, darum neigte sie ihr Antlitz hinab zu dem seinen, der Wiederkehr des Athems zu lauschen — da sah sie im letzten Dämmer-

Licht einen dunklen Blutstropfen von seiner Schläfe rinnen, und wieder einen und dann den dritten; seine Lippen waren bläulich und schmerzverzogen, und die Augen, die eben noch voll stiller, schwermüthiger Liebe auf ihr geruht, waren nun im Tode gebrochen — einen Augenblick starrte sie wie stummwüthend auf das blasse Antlitz, dann richtete sie ihr Auge nach dem offenen Fenster, dessen Laubgewebe wieder friedlich im Abendhauch sich wiegte, und ihr Geist erfaßte in schwindelndem Fluge den geheimnißvollen, schauerlichen Vorgang.

„Gemordet, gemordet!“ sagte sie, mit unheimlichem Flüstern sich über den Todten neigend, der schwer in ihren Armen lag, heimlich, feig, hinterücks gemordet im Elternhause, vor dem Bilde Deines Vaters. Sterben mußtest Du, da Du mich retten wolltest! O, Ernst, was hat er Dir Alles genommen — Eltern, Heimath, das Weib, das Du liebtest, und nun noch das Einzige, das Dir geblieben — Dein süßes, junges Leben! Aber, mein Ernst, eines konnte er Dir nicht rauben — eines nicht: mein Herz!“ und sie neigte ihr Haupt an das seine und küßte heiß die erblaßten Lippen. „Es war Dein,“ fuhr sie flüsternd fort, „Dein von dem ersten Augenblick an, da Deine Augen mich fanden! Und wie ich es schon auch Dir und mir und aller Welt verbergen mochte — es gehörte Dir — Dir — ewig nur Dir! Lebend durft' ich Dir es nimmer sagen, aber jetzt, jetzt darfst Du mein Geheimniß vernehmen!“ Und sie küßte ihn wieder und wieder und hielt das liebe, bleiche Antlitz fest an ihre Brust gedrückt.

So saß sie still am Boden und blickte thränenlos auf den Todten nieder.

Die Dämmerung schwand, dunkel ward es in dem kleinen Gemach, dann stieg der Mond empor und hüllte mit scheuem Strahl über das junge, bleiche Weib und den Todten in ihrem Arm.

Stunde auf Stunde verrann, vergeblich wartete die Kammerfrau auf das Zeichen der Glocke, die Wachskerzen auf den Wandleuchtern zu entzünden — es ertönte nicht. Da endlich wagte sie einzutreten. Es war todtenstill in dem kleinen Gemach, und als nun der Schein der Kerzen bis in den fernsten Winkel drang, da sah sie ihre Gebieterin wie in tiefem Schlummer auf dem Divan in der Erkerische liegen, die Fenster waren noch geöffnet und feucht und kalt strömte die Nachtluft herein.

Die Dienerin schloß das Fenster und versuchte ihre Herrin zu wecken — vergeblich, sie war nicht zu ermuntern, und der eilig herbeigerufene Arzt erklärte ihren Zustand für ein Gehirnleiden der gefährlichsten Art. So ward denn in Nacht und Dunkelheit ein Bote nach dem Jagdschloß gesandt, den Vicomte an das Krankenlager seiner Gemahlin zu berufen.

8.

Der Frühling war geschwunden und sein helles Gewand längst in die wärmeren Farben des Sommers übergegangen; die Morgensonne schwebte leuchtend über dem Park und glitt durch die glänzenden Zimmerreihen des Palais Meauville.

Vor dem Boudoir der Vicomtesse rauschten die Portièren wieder, und auf den Arm ihrer Kammerfrau gelehnt, trat Frau von Meauville matten, langsamen Schrittes über die Schwelle.

Sie erhob sich zum ersten Mal von dem Krankenbette, an das sie, wochenlang mit dem Tode ringend, gefesselt gewesen, und ihr erster Gang galt dem Raum, nach dem es sie zwischen Sehnsucht und Schauern zog. Nun stand sie auf der Schwelle und ihr Blick glitt wie irend durch das Gemach. Verwundungen war das Weinaub, das einst so lauschig sich an dem Erker emporgerankt, im Licht der Morgenfonne aber erglühten in dem hohen Fensterbogen farbenprächtige Glasgemälde und ihr bunter Widerschein schwankte im Wiegen der Baumkronen über den hellen, weichen Teppich, der jetzt den Fußboden überdeckte.

Das Auge der jungen Frau starrte darauf nieder und suchte dann leis zusammenschauernd die Stelle, wo sie in jener Frühlingsnacht geessen, den Todten in ihren Armen haltend, bis ihre Sinne geschwunden waren — dort war die Stelle, dort, dicht an dem Pfeiler, der das Bild des unglücklichen Grafen trug — aber der Fleck am Boden, den ihres Liebling's Blut geröthet, war nun mit blumengeschmückter Decke verhüllt, und von dem geheimnißvollen Pfeiler schaute jetzt das lebensgroße Bild der schönen Kaiserin.

Alles war verwandelt. In der Erkerische, die sonst ihren kleinen Divan umfaßte, blühten die herrlichsten Blumen, und ihr duftiges Mund umschloß eine vergoldete Voliere mit seltenen Vögeln.

Kostbare Gobelins bedeckten die Wände, und Möbel, wie sie damals das üppige Frankreich allein zu ersinnen verstand, hatten die früheren, einfacheren Geräte verdrängt.

„Ist's nicht herrlich?“ fragte Mademoiselle Montbert, die das stumme Starren ihrer Herrin falsch deutete, „und Alles hat der Herr Vicomte selbst angeordnet, um Madame bei ihrer Genesung zu erfreuen. Wie der Herr Vicomte die gnädige Frau liebt! Er ließ Niemanden an Ihr Bett und wachte Tag und Nacht allein bei Ihnen, obgleich er dabei ganz bleich und elend wurde, und jetzt bittet er um Erlaubniß, Madame seinen Glückwunsch darbringen zu dürfen.“

„Noch einen Augenblick!“ sagte die Vicomtesse, todtenblaß und zitternd, „ich — ich — muß — mich — erst etwas ausruhen!“ sie ließ den Arm der Kammerfrau los und sank auf ein Ruhebett an der Wand — dann winkte sie der Dienerin zu gehen, denn sie fürchtete ihres Entsetzens nicht Herr zu bleiben, und doch hing Leben und Zukunft von ihrer Ruhe und Selbstbeherrschung ab.

Mademoiselle Montbert ging und sie blieb allein! Wie schwach und gebrochen sie sich aber auch fühlen mochte — ihrem Geiste war seine Klarheit, ihrem Herzen seine Kraft in Lieben und Hassen geblieben.

In fliegender Eile glitten noch einmal die Ereignisse an ihr vorüber, wie sie so mit geschlossenen Augen in den Kissen des Ruhebettes lag.

Rückwärts schauend — fast mit der Klarheit der Inspiration — durchdrang ihr Blick Alles, wie es begonnen und sich entwickelt, bis zu dem letzten Act des Trauerspiels. Ihre Briefe waren gelesen worden und der Vicomte somit von Allem unterrichtet. Er kannte Wieden's Herkunft und hatte sich an jenem Morgen nur entfernt, um seinem Opfer um so sicherer aufzulauern, denn jener trug sein Verderben auf den Lippen und darum mußten diese verstummen.

Sie sah Alles so klar, als wäre sie dabei gewesen und sie wußte auch, daß er ihres Lebens nur geschont, weil ihr Tod Verdacht gegen ihn geweckt hätte — sie wußte, daß sie in der Höhle des Tigers war — rathlos, wenn sie nicht selbst sich rathen konnte — hilflos, wenn sie nicht selbst zu helfen vermochte, aber sie verzagte nicht!

Ihr Leben hatte noch ein Ziel, das sie erringen mußte: Ihres Vaters Ehre bewahren vor jedem Hauch und — Wieden's Tod rächen.

Ihre Liebe und ihr Haß hatten sie gereift; nicht mehr das unerfahrene Kind war sie vom Krankenlager erstanden — nein, das scharfblickende, willensstarke Weib, das List um List, Verstellung um Verstellung tauscht, und nun sollte der erste Act des tödtlichen Spiels beginnen, denn sie hörte die Schritte des Vicomte ihrem Zimmer nahen.

Es war ein freundliches Lächeln und fast herzliche Worte, mit denen sie der Mann begrüßte, den sie auf Erden am meisten fürchtete und haßte, und mit denen sie ihm danke für seine selbstvergessene Pflege und die anmuthige Ueberraschung hier; es klang so unbefangenen, wie sie ihm dann erzählte von jenem Frühlingsnachmittag, als sie in der Erkerische eingeschlafen sei und so wirt geträumt habe in der Nachtluft, die durch das offene Fenster auf sie herabgeströmt sei und ihr die böse Krankheit zugewiehet habe — es klang so natürlich, daß der vollendete Schauspieler von ihr getäuscht ward und mit erleichtertem Herzen sie verließ.

„Der Doctor hat Recht!“ murmelte er vor sich hin, als er durch die Zimmerreihe seinem Flügel wieder zuschritt, „es ist die Art dieser Krankheit, das Gedächtniß zu verwirren oder zu zerstören; sie hält die Wirklichkeit für ein Traumbild und dieser Sorge darf ich mich nun entschlagen.“

Und dann kam der biedere Jérôme, der gnädigen Frau zu ihrer Genesung Glück zu wünschen und ihr einen Brief zu übergeben, den er vor einigen Wochen schon für sie erhalten hatte. „Guter, braver Alter!“ und sie lächelte ihm freundlicher zu, als je.

Gabriele schrieb von des Vaters Sorge um Wieden, der noch nichts habe von sich hören lassen, obgleich er seit Monaten fern sei, und auch von seiner Sorge um Wally, von der man in der Heimath schon so lange nichts erfahren, und Wally griff mit noch schwächerzitternder Hand zur Feder und berichtete der Schwester, daß sie krank geworden, gerade zur Zeit, als sie Wieden erwartet habe, und daß der Vicomte sie mit zärtlichster Sorgfalt gepflegt, ihnen aber die Nachricht von ihrer Erkrankung vorenthalten habe, um sie nicht zu erschrecken; heut nun habe er ihr einen Besuch in der Heimath vorgeschlagen, sie aber ziehe vor, nach Italien zu gehen und darauf im Winter die übrigen bei sich in Wien zu sehen.

Und was sie bezweckt, ward erreicht, denn als der Vicomte — Dank dem braven Jérôme — diese Zeilen gelesen, schwand auch der letzte Argwohn und er sah, daß die Wetterwolke über seinem Haupte sich in einen Regenbogen verwandelt habe.

9.

Wieder war Woche um Woche veronnen, die Sonne begann schon hie und da sich in einen Nebelflor zu hüllen, und die Vicomtesse rüstete jetzt emsig zu der italienischen Reise, die allein noch ihr Interesse beschäftigte und die jetzt so kurzen und seltenen Briefe in die Heimath füllte. Der Vicomte war ganz sorglos — heitler hatten nie die schönen Augen seiner Gemahlin geblüht, freundlicher nie ihr Mund gelächelt — sah er doch nicht den düstern Strahl in ihren Augen und den finstern Zug um ihre fest geschlossenen Lippen, wenn sie allein in ihrem Erkerzimmer saß, die Arme über der Brust gekreuzt und ihre Blicke schmerzgebannt an jener Stelle hangend, auf der Wieden sterbend niedergefunken.

Alles hatte er in jenem Zimmer wandeln lassen, um die Erinnerung der Genesenden zu verwirren — nur die Thür im Wandpfeiler — von der er selbst erst an jenem Abend Kunde erhalten — war geblieben.

Ein Mann der lichtigenen Thaten und dunkeln Geheimnisse weiß verborgene Thüren wohl zu schätzen und beraubt sich nicht eines so kostbaren Mediums für unberechenbare Fälle — so war denn die geheime Thür nicht vernauert worden, von deren Existenz die Vicomtesse ja — wie ihre neuliche Erzählung bewies — keine Ahnung hatte.

Der Thor! Die erste That ihrer noch schwächerzitternden Hände war es gewesen, die geheime Feder zu suchen und nach stundenlangem Mühen hatte sie dieselbe gefunden, künstlich verborgen unter dem breiten Bilderrahmen.

Der Vicomte war auf einige Tage verreist und wurde am Abend zurück erwartet; Mademoiselle Montbert saß in ihrem Zimmer im Erdgeschoß, begraben in Atlas, Band und Spitzen, und die Vicomtesse hatte soviel anzuordnen gewußt, daß ihre stinken Hände heut nicht einen Augenblick feiern durften — Jérôme aber, den der Vicomte mit geheimer Weisung zur Ueberwachung seiner Gemahlin zurückgelassen, war von dieser mit einem Abschiedsschreiben an die Frau Gesandtin geschickt worden, die noch auf ihrem Lustschloße weilte.

Die Vicomtesse war also allein und wußte sich auf Stunden hinaus vor Ueberraschung sicher.

Sie verschloß die Thür ihres Boudoirs, warf einen langen, weiten Mantel über ihr Gewand, zog die Capuze tief in die Stirn und näherte sich dem Wandpfeiler.

Die geheime Feder klang und im nächsten Augenblick trat die junge Frau hinaus in den Park und eilte unter den tief niederhängenden Zweigen der Bäume hin.

Die breiten Pfade sorglich meidend, erreichte sie ungelesen eine Mauerpforte, an der die Landstraße vorüberführte. Sie schlüpfte hindurch und eilte mit besflügeltten Schritten auf dem breiten, von Reitern und Carossen belebten Wege hin.

Niemand achtete ihrer — wer hätte auch unter der unscheinbaren Hülle die schöne, vornehme Dame vermuthen sollen? Da kam ein leerer Fiacre hinter ihr hergerollt, der nach der Stadt zurückkehrte; sie winkte ihn herbei, stieg ein, flüsterte dem Kutsher einige Worte zu, und eilig fuhr dieser nun mit seiner schönen Last von dannen.

Nach einigen Stunden kam derselbe Wagen wieder zurück und hielt unsern der kleinen Mauerpforte; dieselbe dicht verhüllte Frau stieg aus, ließ ein großes Geldstück in die Hand des Kutshers gleiten und als dann das Gefährt im Staube der Landstraße verschwunden war, trat sie wieder durch die Mauerpforte in den Park und kehrte im Schutze der uralten Bäume zurück zu der geheimen Thür.

Sie athmete hoch auf, als sie wieder in ihrem sonnigen Zimmer stand, verbarg den Mantel in einem Schrank und lehnte sich dann mit einem Buche in der Hand zurück in die Kissen der Ottomane, aber die Blätter zitterten zwischen ihren Fingern wie das Laub der Espe.

Nun war es Abend geworden.

Die Kammerfrau hatte nur einmal ihr Zimmer und ihre Arbeit verlassen, die Kerzen auf den Wandleuchtern im Cabinet ihrer Herrin anzuzünden, und war dann mit der Weisung entlassen worden, fleißig weiter zu arbeiten, da man ihrer Dienste heut nicht mehr bedürfe; dann hatte die Vicomtesse die Thür hinter ihr wieder verschlossen und war unruhig und dazwischen wieder aufmerksam lauschend, auf und ab gegangen, bis ein leises Pochen an der geheimen Thür ertönte.

Die Vicomtesse öffnete, und aus dem Schatten des Parkes traten drei verhüllte Männer und bargen sich nach ehrerbietigem Gruße in der Blumennische des Erkers.

Bald darauf tönte der Hufschlag eines Pferdes auf dem Pflaster des Hofes und wenige Minuten später klopfte Jérôme an die Thür des Boudoirs, seiner Herrin die Antwort der Frau Gesandtin zu überbringen.

Frau von Meauville öffnete, ließ ihn eintreten und schloß sogleich die Thür hinter ihm wieder zu.

Er blieb lange in dem kleinen, stillen Zimmer, aber was dort geredet oder gethan wurde, vermochte Niemand zu berichten.

Nach mehreren Stunden sah Einer der Diener, der zufällig des Weges kam, Jérôme todtenbleich zwischen zwei dicht verfüllten Männern durch die Zimmerreihe im Flügel des Vicomte schreiten und in dessen Arbeitscabinet eintreten, aber der Mann hütete sich wohl, davon zu reden, denn er war lange genug in diesem Hause, um zu wissen, daß in jenes Zimmer gar Mancher eintrat, der nicht gesehen und nicht gekannt sein wollte.

Eine Stunde später — die Dienerschaft schlief bereits bis auf den Portier in der kleinen Seitenloge des Vestibüls — rollte der Wagen des Vicomte vor das Portal.

„Wo ist Jérôme?“ rief ärgerlich Herr von Meauville, nachdem er vergeblich auf das Erscheinen seines Vertrauten gewartet; der Portier beistete sich, an Stelle des Säumnigen die Wagenthür zu öffnen und den Tritt herunterzulassen.

„Der Jérôme, Herr Vicomte, hat vor einer halben Stunde im Reiseanzug das Palais verlassen; ich rief ihm nach, wohin es so eilig ginge, aber er stand nicht Red' noch Antwort und so glaubte ich, er ginge im Auftrag des gnädigen Herrn.“

Herr von Meauville schaute einen Augenblick betroffen, sogleich aber sich fassend, nickte er nachlässig mit dem Kopfe: „Ach richtig, ich weiß schon! Aber nimm jetzt ein Licht, Jean, die faulen Schlingel scheinen alle schon zur Ruhe zu sein!“

Der Portier zündete eine Kerze an und ging damit seinem Herrn voran durch die dunklen Corridore. Am Eingang zu seiner Zimmerreihe nahm Herr von Meauville selbst das Licht zur Hand. „So, geh jetzt, Jean, und wenn Jérôme zurückkommt, soll er sogleich in mein Schlafzimmer kommen — gleichviel welche Stunde es auch sei!“ Jean verbeugte sich und ging, während der Vicomte jetzt mit gerunzelter Braue durch die Zimmer schritt.

Nun stand er vor der Thür seines Arbeitscabinet's und lauschte mit dem instinctiven Argwohn eines bösen Gewissens, — Alles schlummerstill, und im nächsten Augenblick öffnete er die hohe Flügelthür und trat über die Schwelle. Ein halb unterdrückter Fluch entglitt seinen Lippen — tageshell fluthete das Kerzenlicht durch den Raum und neben seinem Arbeitstisch, mitten im Zimmer, standen drei hohe, ernste Männergestalten.

Eine sahle Blässe bedeckte sein Antlitz, während sein Auge unruhig von Einem zum Andern irrte.

Jérôme entlofen, wie er jetzt jählings begriff, und sein eigener Gesandter nebst dem Chef der Polizei und einem vornehmen Fremden in dieser Stunde in dem Raume, der seine geheimen Papiere — die Beweise seiner Verbrechen barg. Es lief ein kalter Schauer durch seine Glieder, aber die Schule, die ihn geildet, hatte ihm auch eine ehernen Stirn verliehen, und mit dieser wollte er dem Kommenden entgegenreten.

Was konnte ihn bewiesen werden, wenn Jérôme ihn nicht verrieth, und durfte dieser es wagen, der selbst so tief in seine Schuld verflochten war? Thorheit, sich verblüffen zu lassen!

Schneller, als Worte es wiedergeben können, flogen ihm diese Gedanken durch's Hirn, und schon im nächsten Moment mühte er sich durch Haltung und Wort seine Kaltblütigkeit darzutun.

„Es müssen wichtige, diplomatische Geschäfte sein,“ sagte er, sich tief vor seinem Chef verneigend, „die Ew. Excellenz zu so später Stunde noch unter mein Dach führen.“

Der Gesandte blickte ernst in die Augen seines bisherigen ersten Secretairs.

„Nur private Angelegenheiten,“ entgegnete er mit Nachdruck, „führen uns in Ihr Haus. Graf Triebelsdorf dort wünschte Ihnen in unserer Gegenwart eine Frage vorzulegen, Herr von Meauville!“

Bei diesem Namen erblickte der Vicomte zum zweiten Mal, aber er zwang sich zu einer artigen Verbeugung gegen den Grafen.

„Ich stehe ganz zu Diensten!“

„Dann bitte ich um Auskunfts,“ begann der Graf, „über meinen Vetter, den Doctor Ernst Wieden, der am letzten Sonnabend des verflochtenen April Ihr Palais betrat und dann nicht wieder gesehen ward.“

„Darüber kann ich leider keine Auskunft geben,“ entgegnete Herr von Meauville mit unverändert ruhiger Stimme, „da ich grade an jenem Tage zur Jagd bei Sr. Excellenz dem Herrn Gesandten dort war.“

„Dann will ich darüber Auskunft geben!“ ertönte plötzlich eine bebende Frauenstimme aus dem Hintergrund des Zimmers, und aus einer der tiefen Fensternischen, die mit ihren lang wallenden Vorhängen bis jetzt die schlanke Gestalt verborgen hatten, trat Frau von Meauville. Sie trug ein Kleid von schwarzem Sammet und ihr Antlitz hob sich geisterbleich von der dunkeln Gewandung ab. Langsam schritt sie gegen den Tisch vor, stützte die Linke auf die Marmorplatte und stand nun finster und drohend ihrem Gemahle gegenüber.

Noch mühte er sich, den kalt frivolen Ausdrück der früheren Tage festzuhalten, aber beim Blick in diese todesernsten Augen fühlte er sein sündig Herz erbeben.



Cartüffe und L'Amir.
Originalzeichnung von C. Hoff.

„Ich will Ihnen sagen, wo Ernst Wieden blieb, Herr Graf!“ begann sie mit vernehmlicher Stimme, „eine Kugel aus lautlos mordender Waffe* traf ihn in dem Augenblick, als er dies Haus — seine rechtmäßige Heimath — verlassen wollte, um zu Ihnen zu gehen und Ihnen ein Verbrechen zu enthüllen.“

Der Mörder und sein Helfershelfer waren heimlich zurückgekehrt von dem Orte, an den sie sich nur scheinweise begeben, denn sie hatten kein Kommen empfängt.

Unter den Bäumen dieses Parkes standen ihre Pferde verborgen, und an offnem Fenster, gedeckt von dichtem Ephengerank, erlauchten sie seine Rede; als er dann gehen wollte, traf ihn der Tod.

Als die einzige Zeugin, von Schmerz und Entsetzen übermannt, endlich bewußtlos geworden war, kamen die Mörder durch eine verborgene Thür in das Gemach, legten sie gleich einer Schlummernden auf das Ruhebett und trugen den Todten hinaus in den Park und dort — nachdem sie ihn der Papiere, die wider sie zeugten, beraubt — scharrten sie ihn ein unter der großen Linde am Stromufer.

Dann jagten sie auf ihren Pferden nach dem Jagdschloß zurück, wohin sie geladen waren, um den Gästen, die ihrer längst harrten, mit lachendem Munde zu erzählen, daß sie sich bei der Jagd im Walde verloren und bis jetzt pfadlos umhergeirrt seien.

Die Zeugin des Mordes bin ich, Herr Graf, der Mörder steht dort, es ist der Vicomte von Meauville; sein Helfershelfer war sein vertrauter Kammerdiener Jérôme, der gegen Zusicherung gänzlicher Straflosigkeit seinen Herrn verrieth — und das Verbrechen, das der Vicomte jahrelang geübt und durch welches er edle, unerfahrene Männer jammert ihren Familien ins Verderben gestürzt, es ist — falsches Spiel, das sein Vaterland mit dem Bagno ahndet. Dort in jenem Fach seines Schreibtisches, zu dem der Vicomte den Schlüssel beständig auf der Brust trägt, finden Sie, nach Angabe seines Vertrauten, die Spielkarten, die, mit kaum merklichen Zeichen versehen, die Opfer seiner habgierigen Speculation rettungslos in seine Hände gaben. Dort finden Sie auch den Brief des Grafen Triebelsdorf, der diesen Verdacht vor seinem Tode ausgesprochen, und der seinem Sohne das Leben kostete. Ich bin zu Ende — in Ihren Händen liegt die Vergeltung!

Sie trat langsam vom Tische zurück, ergriff mit fester Hand eine Kerze und verließ ohne umzuschauen das Zimmer. Und der Vicomte?

Beim ersten Blick in das bleiche, todtrohnende Antlitz seiner Gemahlin hatte er erkannt, daß er verloren sei, daß diese zarte, wehrlose Frau ihn nur in Sicherheit gewiegt, um ihn unfehlbarer zu verderben — da hatte er noch einmal die ganze Frechheit seiner Natur zusammengegrast, um unerschütterter ihrer Anklage gegenüber zu stehen.

Nun war sie verhallt und er schwieg immer noch. Es war nichts zu leugnen, nichts zu retten! Die Leiche im Park, die Beweise in jenem verschlossenen Fach mußten ihn verderben, auch wenn er das Zeugniß Jérôme's hätte umstoßen können, über ihm hing das Schwert! Aber ein Mittel der Rettung besaß er noch; vorbereitet seit Jahren auf die Möglichkeit eines solchen Ausganges, hatte er sich dessen versichert.

Die Thür hinter Frau von Meauville hatte sich geschlossen, eine lange, tödtliche Pause folgte.

Der Gesandte starrte mit Scham und Entsetzen zu dem Manne hinüber, den er jahrelang seines Vertrauens in Amt und Haus gewürdigt, und der nun in unbilliger Weise seine Stellung und sein Vaterland beschimpft hatte.

Graf Triebelsdorf's Züge drückten einen unbezwinglichen Abscheu aus, und nur der Chef der Polizei beherrschte sich soweit, mit kalter Stimme den Schlüssel zu dem bezeichneten Fach zu fordern.

Ohne ein Wort der Widerrede öffnete der Vicomte das spitzenbesetzte Jabot und löste mit fester Hand von seinem Halbe das schwarze Band mit dem Schlüssel, der die Zeugnisse seiner Verbrechen hütete.

Der Beamte öffnete das Fach — es war, wie Jérôme ausgesagt: französische Spielkarten mit heimlichen Zeichen versehen, nur dem Eingeweihten erkennbar, daneben der, der Leiche Wieden's entnommene, letzte Brief seines Vaters, des Grafen Triebelsdorf, und, neben anderen gravirenden Papieren, auch der Schuldschein von Wally's Vater.

Graf Triebelsdorf und der Gesandte neigten sich über den Tisch, als der Polizeichef jene unleugbaren Schuldbeweise ihnen vorlegte und sah dann stillschweigend zu, wie Jener sie zusammenfaltete und mit dem mitgebrachten Amtssiegel verschloß.

Dann wandte sich der Beamte um, seine Pflicht zu thun. Der Vicomte stand nicht mehr an der Stelle, wo er vorher gestanden, er saß im Divan, den Kopf wie kraftlos gegen die Rücklehne gesunken.

„Vicomte de Meauville,“ sagte der Polizeichef, indem er seine Hand auf die Schulter des Verbrechers legte, „ich verhaftete Sie im Namen des Gesetzes, als des Betruges und Mordes schuldig.“

Keine Antwort, keine Bewegung folgte. Ahnungslos beugte sich der Beamte hinab und blickte eine Minute lang forschend in das unbewegte Gesicht des Vicomte und dann auf das leere Fläschchen zwischen den schon erstarrten Fingern.

„Unserm Gericht ist er entgangen,“ sagte er dann, sich wieder emporrichtend, „er hat sich der Gerechtigkeit Gottes selbst überliefert — er ist todt!“

Es war schon tief in der Nacht, aber die Vicomtesse dachte nicht an Schlummer.

Ruhelos schritt sie wieder in ihrem Erkerstübchen auf und ab, vergeblich die düsteren Bilder der letzten Stunden und die noch düsterern der Zukunft scheidend — da klopfte es leise, und als sie öffnete, standen Graf Triebelsdorf und der Gesandte vor ihr.

Sie sprachen kein Wort, aber mit dem durchdringenden Blick, der in solchen Stunden der Seele eigen, las sie die Kunde von ihren geschlossenen Lippen.

„Er ist todt!“ sagte sie leis erschauernd.

„So ist es, gnädige Frau!“ bestätigte der Gesandte.

Sie sagte nichts, sie verhallte ihr Antlitz und wandte sich fort; als sie wieder aufschaute, war das Zimmer leer, aber

auf dem Tisch lag ein verschlossenes Couvert, und als sie es mechanisch öffnete, fiel der Schuldschein ihres Vaters heraus, das Papier, das so manches Opfer gefordert.

Ruhig griff sie zur Kerze und trat an den Kamin: das Papier loderte hell auf und brannte schnell zu Asche, und Wally starrte darauf nieder, bis das letzte irrende Fünkchen erloschen war, dann flüsterte sie leise vor sich hin: „Wollte Gott, ich dürfte nun gleichfalls sterben!“

10.

Aber sie lebte und kehrte zurück ins Vaterhaus. Viel hatte ihr die Fremde genommen, was ihr die Heimath nimmer wiedergab — die Liebe ihres jungen Herzens, die Blüthe ihrer Wangen und das bezaubernde Lächeln, das einst ihr alle Herzen gewann.

Nach war sie die schönste Rose der ungarischen Steppen weit und breit, aber eine weiße Rose, wie sie an den Hügeln der Todten blüht.

Sonst schien alles wieder, wie es früher gewesen, und dem Grafen L., wenn er auf Wally blickte, wie sie so mild und lieb wie in alten Tagen an seiner Seite saß oder zärtlich sich zu den Geschwistern neigte, dünkte das Vergangene nur noch ein wüster Traum.

Er hatte wohl anfangs nach Wieden geforscht und über sein unbegreifliches Schweigen den Kopf geschüttelt, da aber auch Wally unverbürlich schwieg, so ward er endlich in dem Frieden der Gegenwart vergessen — vergessen von Allen, nur von einem Herzen nicht.

Dunkel und Schweigen lag auf der Vergangenheit, und ob auch mancher der alten Freunde, die nun wieder zu dem heiteren Schlosse kamen, beim Blick in Wally's schöne, traurige Augen ein düstres Gesicht ahnen mochten — es forschte Niemand und Niemand erfuhr es.

„Ein Schlaganfall habe den Vicomte dahingerafft!“ so lautete die Sage, und die Wenigen, die seine Leiche gesehen, glaubten es bei dem bläulichen Schimmer seines Antlitzes, die Drei aber, die um das Geheimniß wußten, hüteten es unverbrüchlich.

Graf Triebelsdorf erhielt das Schloß seiner Ahnen zurück und nur Eines forderte Wally als ihr rechtmäßiges Eigenthum — Ernst Wieden's Leiche.

Er sollte nicht in der treulosen Heimath ruhen, die ihn erst ausgestoßen und dann ihm nur ihre Pforten geöffnet, um ihn zu verderben.

Mächtig ward die Leiche ihrer versteckten Ruhestätte entnommen, in kostbaren Sarg geschlossen und verschwiegen in die Ferne geleitet, denn Keiner auf dem Steppenschloß durfte Etwas ahnen — Keiner sollte eine Falte des düstern Schleiers lüften.

Drum mied der Zug die breite Landstraße und lenkte auf wenig betretenen Wegen dem Ziele zu.

Fern ab von dem Schlosse und fern von den Zelten der Hirten, am Waldrand, mit dem Ausblick auf die freie, somrige Steppe, ward Ernst Wieden eingeseilt; kein Kreuz, kein Denkmal bezeichne den Platz, aber wilde Haideblumen wiegen sich im Graze des kleinen Hügels und das Sonnenlicht fluthet alltäglich darüber hin.

Der alte Janos hatte seinen Liebling wieder. Wenn die Sonne zur Rüste ging, kam sie auf ihrem weißen Pferde daher geritten, grüßte die Hirten und wechselte mit ihnen in altgewohnter Weise freundliche Worte, dann zog sie wieder den Jügel an und ritt weiter, hinaus in die purpurn verglühende Ferne, und Janos blickte ihr nach und schüttelte stumm das weiße Haupt.

Einst als er fern von den Weideplätzen der wilden Pferde in der Steppe umherstreifte, ein verlorenes Roß zu suchen, nahte er dem Waldrand.

Das Sonnengold schwamm über den herbstlich entblätterten Baumkronen und darunter, auf kleinem, laubüberstautem Hügel saß Wally; ihr Zelter graste unweit, sie aber, ohne sein zu achten, hatte das Kinn in die Hände gestützt und blickte unbewegt und starren Antlitzes hinein in den goldverrinnenden Horizont.

Der alte Hirt zog den Jügel an und hielt lautlos mit seinem Roß im hohen Steppengraze.

Und abermals schüttelte er sein weißes Haupt: „Was thut sie hier in dieser gottverlassenen Einsamkeit?“ murmelte er. „Sie ist nicht mehr wie sie früher war, die Luft der Städte ist nicht für unsere Haideblumen! Was hat sie aus unserer schönen ‚Steppenrose‘ gemacht? Eine ‚Steppenlilie‘ und eine gebrochene obendrein.“

So sprach der alte Hirt, dann wandte er sein kluges Pferd und leitete es unhörbar zurück zur fernen Feuerstätte.

Allerlei Erlebnisse mit Dienstboten.

Ich weiß wohl, daß ich mit diesem Thema bei fast allen meinen Schwestern eine mehr oder weniger empfindliche Saite berühre, eine Saite, die nur in den wenigsten Fällen einen melodisch harmonischen Ton zurückgeben wird, bei Manchem wol gar so straff gespannt ist, daß sie zu zerreißen droht, dennoch muß ich mir einmal Luft machen und der Welt von dem großen Weh meines Lebens, von den Dienstboten singen und sagen, auf die Gefahr hin, in allen Himmelsgegenden tausendstimmige Echo's zu wecken.

Am meisten ärgert mich der Umschwung, den die übertriebenen Forderungen und die Unbescheidenheit unserer Dienstboten in das schöne Weihnachtsfest gebracht haben. Wenn ich in früheren Jahren um diese Zeit in die Gesichter meiner Freundinnen, besonders der Hansmütter unter ihnen blickte, so strahlten sie von Glückseligkeit, von dem berechtigten Stolz auf ihre Macht, Glück zu spenden, von der Ahnung des Jubels, den sie am heiligen Abend bereiten würden. Heut zu Tage herricht statt der Gebeligkeit Zwang und an die Stelle des Jubels ist Sorge, Verdrüßlichkeit und Berechnung getreten. Ob Bianca, das Stubenmädchen, sich durch die Bijou-Garnitur zufriedengestellt fühlen wird, die der Pelzhändler so eben für sie geschickt, ist ein Gegenstand schwerster Sorge für die Hausfrau, denn das Mädchen hat noch vor kurzem mehrere nicht mißzuverstehende Winke in Bezug auf ihre Vorliebe für Kürz- und Filz fallen lassen, und welche Ellenzahl die Köchin Irene von dem blauen Merino verlangen wird, den man besonders

für sie verschreiben mußte, ist nach ihrer drohenden, unmachbaren Haltung in den letzten Tagen gar nicht mehr auszurechnen.

Durch meine dienenden Geister ist mir gar manches Weihnachtsfest gestört, unterbrochen und verbittert worden, nicht nur durch unverkündete Anforderungen an meine Börse, mehr noch durch eine plannmäßige Ausbeutung der langmüthigsten, und — ich will es nur gestehen — „schwächsten“ Seiten meines Charakters, am meisten aber durch Ueber- raschungen, die wenig Weihnachtsliches an sich hatten.

Ich hatte keine Mühe unterlassen, mich über Minettens Charakter und Betragen zuverlässig und erschöpfend zu informieren, Bestätigung ihrer Ansagen über sich selbst und ihre Leistungen zu erhalten, und sie waren mir durch das Zeugniß des Pastors, der sie confirmirt hatte, in ausreißendem Maße zu Theil geworden. Er lobte nicht nur ihren Fleiß und ihre Aufmerksamkeit, auch ihr Betragen und ihren christlichen Wandel, während die Schneiderin, bei welcher Minette in die Lehre gegangen war, nur die beiden ersten Tugenden unterschreiben wollte. „Es ist mir niemals möglich gewesen,“ sagte die gewissenhafte Person in ihrer Beantwortung meiner desfallsigen brieflichen Anfrage, „Minetten auf Gottes Wege zurückzuführen, — was sie heute nähte, mußte sie morgen stets wieder aufbrechen.“

Ich hätte sehr wohlgethan, den erhaltenen Wink zu beherzigen und sie nicht in meinen Dienst zu nehmen, denn die Wege, welche sie bei mir einschlug, sprachen nicht allein den Lobeserhebungen des Herrn Pastors, sondern auch den christlichen Bemühungen der frommen Schneiderin durchaus Hohn.

Es war heiliger Abend und die Bescheerung bei uns bereits vorüber, obwohl es eben erst sechs geschlagen hatte. Miß Home, meine kleine, englische Cousine und ich, wir waren zu einer uns befreundeten Familie geladen, den Weihnachtsbaum schmücken zu helfen, und Minette erhielt daher für den Rest des Abends Urlaub. Mit wahrhaft rührender Sorgfalt und Umsicht, aber auch mit nicht zu verkennender Eifertigkeit brachte sie unsere Mäntel und Capotten herbei, hüllte uns ein und leuchtete uns, nachdem ich den Salon, in welchem der Christbaum stand, abgeschlossen hatte, voll Vorsicht und Aufmerksamkeit die Treppe hinunter.

Zum Glück fiel mir unterwegs noch rechtzeitig ein, daß ich ein für meine Freundin bestimmtes Geschenk mit mir zu nehmen vergessen hatte, und ich ging eiligst zurück, es zu holen. Um die Thür des Salons nicht wieder aufschließen zu müssen, nahm ich den Weg durch die Küche, in welcher ich das Mädchen vermutete. Zu meinem Erstaunen fand ich sie leer und dunkel, und rief, während ich im Finstern durch verschiedene Zimmer und Schlafstuben tappte, laut nach Minette und nach Licht. Statt der Antwort vernahm ich schallendes Gelächter und ein wildes Durcheinander allerlei fremder Stimmen. Endlich öffnete ich die Thür des Salons und erblickte Minette, wie Penelope von ihren Anbetern umringt, deren Zahl sich freilich, von ihrem klaffenden Vorhänge abweichend, nur auf drei — zwei Gardisten und einen Civilisten — beschränkte, auf dem Sopha thronend, während eine ihrer Freundinnen sich in meinem amerikanischen Lehnstuhl schaukelte. Meine Rappellampe bestrahlte die glückliche kleine Gruppe mit ihrem milden, weichen Lichte. Das schallende Gelächter, welches ich gehört und bei meinem Eintritt noch in den oberen Luftschichten des Gemaches vibrirte, kam nun freilich jäh zum Schweigen. Alle sprangen bestürzt auf; Minette sank todtbleich zu meinen Füßen nieder und krümmte sich am Boden wie ein Wurm. Sie umklammerte meine Kniee und bat flehend um Verzeihung für die Anwesenheit — „ihrer Bettern.“

„Wollen Sie sich auf der Stelle entfernen!“ herrschte ich, nachdem ich wiederum den nöthigen Athem und Kraft zum Sprechen gefunden hatte, die verjammelte Gesellschaft an. Die beiden Gardisten, welche offenbar an strammes Commando und an blinden Gehorsam gewöhnt waren, zogen im Laufschrift ab, — freilich auf demselben Wege, den Miß Home auch eben genommen hatten, denn ich war von dem unerwarteten Anblick noch viel zu verblüfft und erschüttert, um an den Schlüssel in meiner Tasche zum Öffnen der Salonthüre zu denken.

Der Civilist — seines Zeichens ein Schneider — versuchte, trotz seiner schlotternden Kniee und seiner kläglichen Miene, eine kleine Entschuldigungsrede zu stammeln, blieb aber schon nach den ersten Worten stecken und zog — er mochte wohl die Hoffnungslosigkeit seines Bemühens auf meiner Stirn lesen — kurz entschlossen den beiden Gardisten nach.

Am Unbefangenen und Gelassenen war die Freundin Minettens bei der Katastrophe geblieben. Sie stellte sich, mir und den Uebrigen den Rücken zuehend, ganz seelenruhig vor den großen, zwischen den Fenstern befindlichen Trumeau und band sich die Schleife ihres Hutes mit einer Umständlichkeit und Genauigkeit fest, als stände sie vor der Spiegelscherbe ihrer eigenen Manjarde. „Wünsche, recht wohl zu schlafen,“ sagte sie, nachdem der Hut endlich zu ihrer Zufriedenheit ajustirt war, im schnippigsten und impertinentesten Tone, als sie ebenfalls durch die Thür meines Schlafzimmers, wie hinter die Coullisse eines dürrig ausgestatteten Dorftheaters verschwand.

Minettens Nachfolgerin, — wir blieben nach dieser Scene natürlich nicht beisammen, — bereitete mir ebenfalls manche Ueberraschung, doch aber in milderem Stile und in Gottlob! etwas weniger nervenschütternder Form. Sie war das Kind wohlhabender Eltern, die ihren Sprößling fleißig besuchten, um sich nach dem Wohlergehen und Verhalten desselben zu erkundigen. Bei solchen Gelegenheiten forderte und erhielt Bärchen stets Urlaub, pflegte sich in ihren besten Staat zu werfen und in Rosenhut und Spitzenmantille mit ihren Eltern an der table d'hôte eines der vornehmsten Hôtels unserer Residenz zu diniren.

Betrachtet man das Weihnachtsfest unter einem äußerlichen Gesichtspunkte als das Fest der Ueberraschungen, so blieb bei mir das ganze Jahr hindurch Weihnachten, und zwar war Bärchen, vermöge ihrer Dummheit und beipiellosen, mit unbefangener Dreifigkeit eigenartig gepaarten Unerfahrenheit, die liberale, nie ermüdende Festgeberin. Wol stieß ich früher schon, ehe ich ihre Bekanntschaft machte, auf manch einfältiges Menschenkind, allein ich' ein eclatantes Beispiel von Beschränktheit, wie es durch Bärchen repräsentirt wurde, war mir noch nie begegnet. Alles, was ich von den Alderiten, von Schöppenstädtern und Schilbaern gelesen und gehört, hatte mir bis dahin als ebenso abgeschmackt, wie unglücklich

Fabel gegolten, jetzt aber wurde mir freilich die Ueberzeugung aufgebrängt, daß Värbchens Vorhaben die Hauptstützen und Stützen von Schilda und Schwarzenborn gewesen sein und diesem ihrem Onkel ihre Einfachheit und Albernheit angeerbt haben mußten, denn was sie auch that und sprach, es trug eben Alles den unverkennbaren Stempel jener Colonie von Narren und Tropfen.

Unter anderen nothwendigen Dingen und Kunstfertigkeiten hatte ich Värbchen auch das Abstreifen der Hasen lehren lassen, und nachdem sie das Geheimniß endlich — endlich! begriffen hatte, streifte sie ohne Barmherzigkeit Alles ab, was an eßbaren Thieren in unsere Küche kam: Gänse, Enten, Hühner und Tauben, und auf meinem Sterbebette werde ich ihr nicht verzeihen können, daß sie einst fünf von einem Verwandten mir zum Präsent gemachte Hühner, zu deren Verpeisung ich eine kleine Gesellschaft eingeladen hatte, in solch barbarischer Weise zurüchtete und verstümmelte. Man denke sich, was von einem Feldhuhn übrig bleibt, nachdem ihm die Haut abgezogen ist! Gott verzeihe mir die Sünde, aber ich glaube, ich wäre kaum weniger empört gewesen, hätte man dieselbe Procedur auf der Stelle an ihr selbst vollziehen wollen!

Eines Tages bemerkte ich, daß sie ihre Hand verbunden trug. „Was ist mit Deiner Hand?“ fragte ich voll Mitleid und Theilnahme, „hast Du sie verbrannt?“

„Ach ja, es ist 'er mich 'ne flühende Kohle aufgesprungen,“ antwortete sie in ihrem hämmerischen Dialect. „Es brannte ganz abscheulich. Ich glaube, wenn ich 'er die Kohle hätte auf liegen lassen, sie hätte bis auf den Knochen gebrannt!“ setzte sie halb weinerlich, halb gereizt und offenbar entrüstet über die Grausamkeit der Elemente hinzu.

„Ja, das ist mit Bestimmtheit anzunehmen,“ erwiderte ich, höchst erstaunt über die Schärfe ihrer Diagnose.

Ein anderes Mal befahl ich ihr, die Zeitung, welche der Postbote, wie ich wußte, soeben gebracht hatte, herein zu holen. Sie verließ das Zimmer, kam augenblicklich zurück und nahm stillschweigend ihre Arbeit wieder auf.

„Nun, wo bleibt die Zeitung?“

„O, Emilie las sie gerade — (Emilie war meine Waschfrau und zeitweilige Aufwärterin) — ich mochte sie ihr nicht gleich wieder fortnehmen.“

Ich glaube, zu keiner andern Zeit meines Lebens ist meine Galle so gereizt worden, als während der Anwesenheit dieser Einfach vom Lande in meinem Hause. Und als Emilie mir am Weihnachtsmorgen meldete, Värbchen sei sehr früh abgereist, um das Fest bei ihren Eltern zuzubringen, — aus Furcht vor einer abschlägigen Antwort habe sie nicht selbst um Urlaub bitten mögen, — fiel mir ein Stein vom Herzen. Ich schickte ihr Lohn und Koffer nach und habe sie, sicherlich zum Wohle meiner Gesundheit, nicht wiedergegesehen.

Emilie, die Wäscherin, erwies sich, abgesehen von ihrer Leidenschaft für Zeitungen, so anständig, daß sie aus der Interimsstellung als Aufwärterin schnell zur permanenten Dienerin bei mir avancirte. Das Waschen und Säubern war ihr jedoch so sehr zur andern Natur geworden, daß sie mitunter Gegenstände wusch, welche durchaus kein Wasser vertragen konnten. Eines Tages gewahrte ich, wie sie mit der Nagelbürste unbarmherzig einen kleinen, winzigen Gegenstand bearbeitete, während verschiedene Tücher in einem Wassernapf neben ihr zu späteren Manipulationen weigten. Das winzige Object in ihrer Hand war — meine Taschenuhr. Sie bürstete die beiden Goldbeckel derselben, die in ihren Augen nicht den gehörigen Glanz entfalteten, mit einer Energie, als ob sie die Treppenstufen unseres Gemüthellers vor sich hätte; eine dicke Lage von Seifenschaum bedeckte das winzige Ding. Vor Erstaunen, Zorn und Schrecken stand ich eine geraume Weile wie gelähmt und starrte sie mit offenem Munde wie einen in seinem Berufe arbeitenden Würgengel an, bis ich endlich in Worten meinem Zorn Luft zu machen vermochte. Emilie war über die Festigkeit meines Ausdrucks stark betroffen, und erst als ich ihr zeigte, daß Wasser und Seife bis in das innerste Eingeweide der armen Uhr gedrungen waren und das Werk zum Stehen gebracht hatten, erkannte sie die Tragweite ihrer vorwärtigen Handlung.

Aber ein Unglück kommt selten allein; denn in dem Napf neben ihr steckte mein kostbarstes Besitztum: zwei Taschentücher von echten Points, der Stolz meines Herzens, der Neid aller meiner Freundinnen, die Hoffnung meiner Nichten und Erben, denn sie, — ich meine die Points, — besaßen durchweg jenen schönen, erdfahnen Ton, der echten Spitzen eigen ist. Es waren auch wirklich echte, mir von fürstlicher Huld und Gnade verehrte Points; ihre dunkle Farbe war nicht etwa durch Thee oder Kaffee erzeugt, sondern die ehrliche, durch die Hand der Arbeiterin entstandene Naturfärbung, und diese just wollte das vorwärtige Menschenkind mit seinen verwünschten, holländischen Neigungen herauswaschen! Diese Liebesgedenken und zweimal fünfundschwanzig Thaler waren dadurch verloren, denn ein Taschentuch mit reinen Spitzen, was war daran gelegen! das konnte eine Fede haben. Mit einem solchen Besitztum war mir nicht mehr gedient.

Mein Herz war zu voll von Jammer und Ingrimm, als daß ich zu sprechen vermochte, aber ich wäre erstickt, wie ich glaube, hätte ich meiner Entrüstung nicht in irgend einer Weise Ausdruck geben können. Somit ergriff ich den Napf mit den Tüchern, öffnete das Fenster und schüttete seinen ganzen Inhalt, der mich auf das Wehmüthigste an die aufgelöste Perle der Kleopatra erinnerte, in den Garten hinaus.

Als Emilie mir an dem Abend dieses fatalen Tages den Dienst ankündigte, war ich keineswegs betrübt, denn wer konnte ermessen, welchen Gegenstand sie sich demnächst zur Behandlung mit Seife und Regenwasser auserkiesen würde. Ich hätte ja alle meine delicatesten Sachen, meine Pendule, Thermometer und Barometer, ja selbst mein Schmiedkästchen mit Waterproof überziehen müssen, so lange sie im Hause weilte — dennoch überraschte mich die von ihr vorgebrachte Ursache ihrer Kündigung. Sie wolle „Najade“ werden, sagte sie, denn als solche könne man sich heut zu Tage ein gutes Stück Geld verdienen.

„Was willst Du werden?“

„Najade, beim Professor Basch.“ Dieser Herr suche, wie sie erläuternd hinzusetzte und wie sie in der Zeitung gelesen haben wollte, „gut gewaschene“ (sie meinte „gut gewaschene“) Frauenzimmer, und sie auf ein drehbares Brett zu setzen, ihnen etwas Schif ins Haar zu stecken und einen blauen Gaze- schawl um die Schultern zu legen. Das Ganze würde dann mit einer Fontaine begossen, mit blauen, rothen oder grünen

Flammen beleuchtet und hieße kahle Splinter-Krone, oder so ähnlich. Alle ihre Bekannten hätten ihr dringend gerathen, das vortheilhafte Auerbieten nicht außer Acht zu lassen und sie sei entschlossen, ihr Heil bei dem Professor zu versuchen. Wer der Aermsten vorgepiegelt, der Taschenspieler Basch würde sie, die ehemalige Waschfrau, zu den lebenden Bildern, die er vor mehreren Jahren unter dem zungenbrechenden Namen „Kalochromospinkreue“ in allen großen Städten Deutschlands producirt, verwenden, weiß ich nicht. Ich war froh, ihr den erbetenen Abschied sofort bewilligen zu können, bezweifle jedoch, daß ihre mythologischen Hoffnungen sich erfüllt haben.

Meine nächste Dienerin ward durch ihre Gutmüthigkeit und ein sehr liebliches Gesicht ebenfalls das Opfer ihres Kunstsinnes oder vielmehr eines rücksichtslosen Kunstsehrers. „Ihr Bräutigam sei ein Bildhauer,“ sagte sie mir, als ich sie mietete, der ganz Vorzügliches in Leichensteinen und Grabdenkmälern leistete. Mit jenen gewöhnlichen, schlichten Kreuzen und plumpen Gedentafeln, wie seine Kameraden sie tüdendweise verfertigen, befaße er sich nicht, stelle vielmehr auf Grabmonumenten die schönsten menschlichen Figuren, Kinder, trauernde Wittwen, betende Jungfrauen, ja sogar Engel auf das Aehnlichste dar. „Mein Gesicht hat er auch schon einmal in Gyps abgegossen,“ setzte sie bescheiden hinzu — „es that entsetzlich weh.“

„Wie ging denn das zu?“

„Ich werde den Schmerz mein Lebelang nicht vergessen,“ erzählte sie. „Er legte mir die Thonerde, so lange sie sich noch ganz weich und warm anföhlte, auf das Gesicht, und erst, nachdem sie hart und kalt und zur Maske geworden war, riß er mir dieselbe mit einem so plötzlichen Ruck wieder ab, daß meine Augenbrauen und Augenwimpern daran kleben blieben. Meine Augenwimpern sind denn auch, wie die gnädige Frau bemerken werden, bis auf den heutigen Tag nicht wieder gewachsen.“

„Das ist ja ein abscheulicher Streich Deines Bräutigams, und mich wundert nur, daß Du ihm denselben verzeihen hast.“

„Meine Vorwürfe schnitt er mit den Worten ab, dies sei die einzige Art und Weise, wie man Gypsabdrücke von den Leuten bekomme. Wollte man ihnen vorher mittheilen, wie schmerzhaft die Operation sei und daß sie gewöhnlich die Augenwimpern koste, so würde sich kein Mensch dazu verstehen.“

Trotz dieses Opfers und dieses gewiß rührenden Beweises ihrer Liebe und Sanftmuth hatte der Künstler ihr doch schließlich mit Undank und Untreue gelohnt. Eines Nachmittags saß ich ganz vergnügt beim Thee, der durch sein Aroma, wenn auch nicht gerade an die ewige Seligkeit, so doch an das „himmlische Reich der Mitte“ erinnerte, als Katharina, einen offenen Brief in der Hand und in unverkennbarer Aufregung zu mir ins Zimmer trat.

„O gnädige Frau, er will mich nicht, er will mich nicht! Mein Bräutigam hat mir abgeschrieben!“ rief sie händeringend und bitterlich schluchzend, während sie mir die Quelle ihres Kummer, den Brief, zur Durchsicht hinhielt. „Es ist mir zuerst so schwer geworden, mich an ihn zu gewöhnen,“ fuhr sie nach einigen Minuten stillen Weinens fort, „denn er war mir Anfangs ganz fürchterlich zuwider, und nun, wo ich ihm endlich das Jawort gegeben und wo ich mich ein wenig an ihn gewöhnt habe, nun sagt er mir ab!“

Ich tröstete sie, so gut ich vermochte, unter Hinweis auf die allgemeine Schlechtigkeit, Falschheit und Erbärmlichkeit des Männergeschlechts, und zu meiner Verwunderung schienen meine etwas nach Altjüngellichkeit schmeckenden Trostgründe wirklich einmal durchschlagen und überzeugen zu wollen, denn die arme Verlassene zog sich alsbald ziemlich gefaßt in ihr Kämmerchen zurück, und was das Auffallendste bei der Sache war: in demselben Grade, wie sie den Treulosen zu vergessen schien, schienen auch ihre Augenwimpern wieder zu wachsen, und es ist anzunehmen, daß sie ihre normale Länge und Stärke wieder erreicht haben.

Bei alle dem habe ich noch nicht eine der vielen blutenden Wunden berührt, welche uns durch die ganz unverhältnißmäßig gewachsenen Ansprüche unserer Dienstboten, durch ihre Lohn- und Trinkgelber-Gier, ihre Fuß- und Vergnügungslust, ihre Trägheit und Nüchternheit geschlagen werden; aber jedes dieser Lasten und Fehler würde ein eigenes Kapitel erfordern und ich fürchte, die Geduld der verehrten Leserin bereits erschöpft zu haben. Vielleicht gefattet man mir, später auf diese bremende Frage zurückzukommen. L. v. B.

Tartüffe und Elmire.

Gemälde von Hoff.

Eine der geistreichsten und klügsten unter den heutigen deutschen Schriftstellerinnen, Frau Hedwig Dohm, welche die selbst erwählte Aufgabe, den angemessenen Nimbus der Ueberlegenheit der sogenannten Herren der Schöpfung über ihre armen Frauen, durch ihre Bücher und ihre Lustspiele gründlich aufzulösen und zu vernichten, mit soviel Energie und Talent, als Success verfolgt, hat neuerdings ein diesem Zweck gewidmetes kleines, feiteres Drama auf den deutschen Bühnen aufführen lassen, dessen Thema oder dessen Moral der Sag ist: jeder Mann ist in jedem günstigen Augenblick ohne Scrupel bereit, der Frau seines „besten Freundes“ seine Huldigung darzubringen. Molière meinte noch, durch diese That, oder den Versuch zu derselben, welchen er von seinem Tartüffe begehren läßt, dem Bilde dieses Mustertypus des scheinheiligen Betrügers die letzte Vollendung und das stärkste Brandmal zu geben. Tartüffe bleibt ohne Zulassung milderer Umstände verurtheilt, so gut wie der Uerwäter der Menschheit seines Apfelschnitts wegen. Aber wie dieser seinerseits nicht ganz mit Unrecht zu seiner Vertheidigung anführen kann: warum hat der, welcher mir den Apfel verbott, diesen und besonders auch meine theure Eva, die mich zur Uebertretung jenes Verbots bestimmte, so unvordersichtlich verlockend gebildet? so würde auch Tartüffe nicht einen Augenblick in Verlegenheit sein, seine Verrätherei gegen Orgon damit zu beschönigen und zu entschuldigen, daß Elmire eben ihre Rolle zu gut gespielt habe, zu liebenswürdig gegen ihn gewesen sei. Das thut und ist sie sicher in Molière's Drama. Aber nicht dünkt, sie sei es noch mehr auf Hoff's Bilde dieser Scene. Der vom Dichter gezeichnete heuchlerische Verräther deckt sich nicht ganz mit der Darstellung, die ihm der Maler gegeben hat. Molière's Tartüffe ist entschieden energischer, stürmischer, rücksichtsloser in seiner durch Elmire's Kluge Hinterlist und verstellte Bärtlichkeit entflammten Leidenschaft, als der weidlich sentimentale, gottföhllich flüchtige Wicht der Hoff'schen Gruppe. Aber diese Elmire, welche selbst, dämonisch herbeiziehender Reiz leidet der Künstler ihrem Kopf und ihrer Gestalt! Der beste Hölzchnitt selbst könnte, bei der relativen Beschränktheit seiner Mittel, die ganze Stärke und Feinheit dieses

Reizes allerdings nicht wiedergeben, da derselbe sehr wesentlich auch auf der Farbe des Bildes beruht (wir konnten es auf der Berliner Ausstellung im Herbst 1872 bewundern). Elmire's Haar hat darauf jenen wundervollen, licht-röthlich-goldenen Ton und Schimmer, welchen die Dichter und Maler zu allen Zeiten immer den Locken der bezauberndsten Frauen- und Göttinnengestalten geliehen haben. Und nur durch Ton und Pinsel des Malers war der feine Schmelz dieser Gesichtsfarbe, ist die reizende Harmonie, zu welcher die delicaten Lichtfarben dieser Tracht zusammenklingen und ist die ganze bestrickende Anmuth jenes Ausdrucks hervorzubringen, welcher diese halb geschlossenen, seitwärts blickenden Augen, diese leise und verrätherisch lächelnden Lippen umspielt, Lippen, welche das Gefühl des Triumphs über die Schlaubeit des Heuchlers und über die vermeintliche Menschenkenntniß des diesem so lange blind vertrauenden Gatten kaum noch bergen und zurückhalten zu können scheinen. — Das ganze Bild gehört, auch als rein malerische Leistung angesehen, zu den besten des hochgeschätzten Düsseldorf's Meisters, welchem wir bereits so zahlreiche gemalte Novellen von eigenster geistreicher Erfindung und fesselndem Interesse zumal aus dem Leben der Gesellschaft des achtzehnten und der letzten Jahre des siebenzehnten Jahrhunderts verdanken. L. v.

Flandereien.

Die seltsame und häßliche Mode, das Gesicht mit Schönpflasterchen in verschiedensten Größen und Formen zu bekleben, war im 17. und noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts in der vornehmen Gesellschaft Frankreichs ebenso dominirend, wie an den kleineren und größeren deutschen Höfen, ja sie verbreitete sich aus den exklusiveren Kreisen sogar in den Bürgerstand und blieb nicht bloß auf die Damenwelt beschränkt; selbst Männer ließen sich herbei, ihr zu hulbigen. Kaum gibt es ein Damen-Porträt aus jener Zeit, das nicht durch einige „mouches“ geziert — wie man damals glaubte — verunstaltet, wie wir heute sagen, erscheint; dennod begegnet man dieser Mode in ihrer Extravaganz nicht in Frankreich oder Deutschland, sondern in England. Sie kam dort gegen das Ende der Regierung Karl's I. auf, ward durch die Revolution und die Herrschaft der Puritaner zurückgebrängt, machte sich aber mit den Stuart's wieder geltend und behauptete ihre Herrschaft länger als diese, denn unter der Regierung der Königin Anna bediente man sich der Schönpflasterchen sogar zur Kennzeichnung politischer Gesinnung. Die Whigs nämlich beklebten die rechte Seite, die Tories die linke Seite der Stirn mit Schönpflasterchen. In einem für die Sitten-geschichte jener Zeit interessanten, 1650 erschienenen Werke, dem wir die nebenstehende Abbildung entnahmen, sagt der Verfasser: „Unsere Damen haben seit Kurzem die eitle Gewohnheit angenommen, gleich Venus die Schönheit ihrer Haut durch künstlich nachgeachtete schwarze Flecken, die sie auf das Gesicht kleben, zu heben. Wiebe es bei einem Pfälsterchen, so möchte das noch hingehen, sie bekleben aber das ganze Gesicht damit und geben ihm die mannichfaltigsten und seltsamsten Formen.“ Wie unsere Abbildung zeigt, verfiel man sich so weit, eine Kutische mit Federn auf die Stirn zu kleben. Die Mode charakterisirt sich allerdings in der mehr oder minder verdeckten Wiederbelebung älteren Geschmacks, einer Ungehörigkeit aber, wie diese Schönpflasterchen-Extravaganz, wird sich unsere Damenwelt niemals wieder zuwenden können.



Noch immer gibt es in Paris Salons, die einen neutralen Boden für alle politischen Parteien bilden. Zu diesen zählt der Salon der russischen Fürstin Trubetzkoi. Die geistreiche, lebenswürdige und vielseitig gebildete Dame lebt schon viele Jahre in Paris; nur vorübergehend verließ sie während des deutschen Krieges die ihr liebgewordene Stadt und kehrte nach dem Friedensschlusse schnell dahin zurück. Mit bewundernswürdigem Tact weiß sie alle bedeutenden Persönlichkeiten aus den Kreisen der Gelehrten, Schriftsteller, Künstler und Politiker, die sich in der französischen Hauptstadt zusammenfinden, an ihren Empfangsabenden um sich zu versammeln. Sie ist in die verschiedenartigsten Verhältnisse eingeweiht, wird in den delicatesten Angelegenheiten zu Rathe gezogen und könnte eine hervorragende politische Rolle spielen, wäre sie eben so ehrgeizig und intrigant, wie sie allgemein beliebt ist. Glücklicherweise ist dies nicht der Fall und da sie sich nie einer bestimmten Partei anschloß, entging sie auch dem Vorwurfe, jemals die Farbe gewechselt zu haben. Am kaiserlichen Hofe stand sie in besonderer Gunst und ist noch jetzt eine intime Freundin der Kaiserin Eugenie; dies hinderte sie jedoch nicht, unzertrennlich von Herrn Thiers und dessen Gemahlin zu sein, als beide die Geschichte Frankreichs lenkten. Weit entfernt, der gefallenen Größe den Rücken zu kehren, ist sie die Freundin des entthronten Präsidentenpaars geblieben und dennoch ständiger Gast im Elise, mit dessen jetzigen Bewohnern sie auf vertrautem Fuße steht. Die Fürstin Trubetzkoi bringt es fertig, Morgens einem Trauergottesdienste für den Kaiser Napoleon beizuwohnen, Nachmittags Gambetta einen Besuch zu machen und Abends bei einem der Führer der legitimistischen Partei zu speisen. Jedermann weiß das und Niemand nimmt daran Anstoß. Wobin sie kommt, ist sie gern gesehen, überall weiß sie sich mit Geist und Lebendigkeit an der Unterhaltung zu betheiligen und in jedem Lager neue Gesichtspunkte für Beurtheilung der anderen Parteien zu gewinnen, ohne je an einer derselben zur Verrätherin zu werden.

Eine betrübende Statistik der unverheiratheten, somit erwerbsbedürftigen Frauen entnehmen wir einem höchst interessanten Vortrage des Herrn F. Nagel im niederösterreichischen Gewerbeverein. Heute schon gibt es in England dreiviertel Millionen Frauen mehr, als Männer und volle zwei Millionen sind auf eigenen Erwerb angewiesen. In Preußen zählt man eine Million unverheiratheter Mädchen von 20 bis 30 Jahren und 200,000 von 30—40 Jahren. In Berlin allein leben 200,000 unverheirathete Frauen. Für Wien weisen die statistischen Tabellen eine erschreckende Abnahme der Trauzahlsziffer in den letzten Jahren aus. Die Ursache dafür liegt, wie der Vortragende nachwies, mehr als in den kritischen Zeitverhältnissen, in der noch immer so verbreiteten und unzureichenden Erziehung derjenigen Mädchen, die auf Erwerb angewiesen sind, denen aber die nöthige Befähigung mangelt. Unbedingtes Lob sei deshalb allen Vereinigungen zu zollen, deren Zweck dahin gerichtet ist, das weibliche Geschlecht zum Erwerbe befähigter zu machen und den Kreis weiblicher Erwerbsarten immer mehr zu erweitern. In Deutschland, wo seit 1865 die Frauenfrage energisch in Angriff genommen wurde, sind auf diesem Gebiete bedeutende Erfolge erzielt worden und Muster-Institute, wie jene in Berlin, Darmstadt, Karlsruhe und Hamburg erfreuen sich allgemeiner Anerkennung.

„Die Glücksgöttin hat sich nur sehr selten herbeigelassen, dem Genius als Begleiterin zu dienen, während untergeordnetere Geister auf allerlei Seitenwegen zu ihrem Palaste gelangen,“ sagt Mr. Disraeli und unterstützt diesen nicht eben originellen Ausspruch mit folgenden Beispielen: Cervantes, Spaniens unsterblicher Dichter, soll zweimal kein Brod gehabt haben. Le Sage verbrachte sein Leben in tiefster Armuth. Die einzige wahrhaft literarische Größe Portugals, Camoens, starb von Allem entblößt zu Lifabon im Hospital, und dem Manne, den sie beinahe hatte verhungern lassen, legte die Nation nach seinem Tode die Bezeichnung „der Große“ bei. Der holländische Shakespeare, Vonbel, starb im neunzigsten Jahre in der größten Dürftigkeit; sein Sarg ward von vierzehn Poeten zu Grabe getragen, die wahrheitlich eben so arm waren wie er, nur nicht so genial. Tasso war so weit heruntergekommen, daß er, in bitterster Noth, von einem Freunde ein Goldstück borgen mußte. Der berühmte englische Staatsmann schweigt über viele geniale Poeten seines eigenen Volks, welche in Armuth lebten und starben, er übergeht aber auch die deutschen Dichter und Denker, die ihr Brod mit Thränen aßen. Von dem Astronomen Kepler hieß es:

„So hoch wie Kuppel noch gestiegen,
Stieg kleiner und er starb in Noth,
Er wußte nur die Geister zu vernügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod.“

Leffing sagte von sich selbst: „Ich siße am Markte und warte auf Arbeit.“ und wäre nicht unserem nationalsten und gefeiertsten Dichter am Wendepunkte seines Lebens durch den Grafen Schimmelmann und den Herzog Friedrich von Augustenburg zu rechter Zeit die hilfreiche Hand geboten worden, so hätte Schiller in bitterer Verzweiflung den bereits gefassten Entschluß, aus der Welt zu gehen, vollführt, um, wie er an seinen Freund Körner aus Mannheim schrieb, „einem unnützen Leben durch einen Sturz von der Sachsenhauser Brücke ein rasches Ende zu bereiten.“

Einer der nettesten Gegenstände, die uns jemals zu Gesicht gekommen, ist ein Fichtenzapfen, mit Sand und Grassamen, welcher letztere feimt und mit der größten Leppigkeit aus den Schuppen hervordrückt. Um dies zu bewirken, wird der Fichtenzapfen, wie die R. f. P. anleitet, auf einen Stein gelegt, bis sich die Schuppen vollkommen geöffnet haben. Dann werden die Zwischenräume derselben mit gleichen Theilen Sand und Grassamen ausgefüllt und der Zapfen in einem dunklen Raum so in einem Gefäß mit Wasser aufgehängt, daß das letztere die untere Hälfte desselben bedeckt. Nach Verlauf einer Woche bringt man ihn an einen hellen Ort, wo der Samen rasch feimt. Das Ganze wird später in einem Fenster wie eine Blumen-Ampel aufgehängt und täglich mit lauwarmem Wasser häufig bespült.

Auflösung der Räthsel Seite 147.

I. Trauring, traurig. — II. Edelweiß.

Correspondenz.

Gemüse- und Blumengarten. Fr. O. 3. in A. Zur Vermehrung wurzelechter Remontante-Rosen löst man im Herbst oder Frühjahr die Wurzeltriebe unterhalb der von ihnen gebildeten Wurzeln vom Mutterstocke ab und behandelt sie als selbstständige Pflanze. Ausführliches über Schnitt und Behandlung der Remontante-Rosen ist in Wilmorin's illustrierter Blumengärtnerlei, Berlin 1873, Wieandt, Hempel und Rarey's Verlag, und zwar im Anhang („die Rose und ihre Cultur“, durch Abbildungen erläutert) zu finden. Empfehlenswerth ist auch das compendiose Schriftchen von C. F. Kögob „die Rose, ihre Cultur, Vermehrung etc.“ Dresden, Verlag von C. Weinhold & Söhne. (Preis 1,5 Mark.) — G. v. B. in B. — Abonnentin in W. Ueber die Cultur der Rhubarberarten unserer Gärten, sowie über die Benutzung der Rhubarberpflanze in der Küche (zu Compots, Pastete etc.) brachte der Bazar auf Seite 226, Jahrgang 1873, einen längeren Aufsatz. — Fr. E. C. in D. Die gelben Rosen müssen anders geschnitten werden, als die übrigen Rosen. Schneidet man die Zweige lang, das heißt auf 1 Meter, so blühen sie zwar reichlich, aber die Krone verliert bald alle Eleganz und wird krafftlos. Schneidet man sie alle kurz, d. h. auf etwa 20 Centimeter, so machen sie zwar kräftiges Holz, blühen aber nicht. Man schneide deshalb die Hälfte der Zweige kurz und die andere Hälfte lang und wechsle im nächsten Jahre beim Schneiden mit den Zweigen, so wird man allseitig wachsendes, zu gleicher Zeit aber blühendes Holz haben. Die vorzüglichsten Sorten der gelben Rose sind die scharlach-orangerarbene Wiener Rose, die Persian yellow und die sogenannte gelbe Centifolie. — M. W. in A. Das Kränkeln des Gummibaumes kann verschiedene Ursachen haben; Gummibäume soll man in folgender Weise abwarten, um sie gesund zu erhalten: Die Blumentöpfe, in denen die Pflanzen sich befinden, müssen guten Wasserabzug haben, d. h. das Abzugsloch im Boden darf nach innen keinen Grab haben, was leider sehr häufig der Fall, da die Töpfe es durch Hineinstoßen von außen nach innen, statt umgekehrt zu machen pflegen; auf den Boden legt man einige Topfscherben. Im Sommer sind die Gummibäume dem vollen Sonnenlichte ausgesetzt und an heißen Tagen reichlich zu bewässern, im Winter jedoch nur wenig Wasser und kühlere Standort dahin zu wählen, daß die Pflanze eine Zeit lang ruht, denn alle im Winter erzeugten Blätter sind klein. Im Zimmer reinigt man die Pflanze recht oft von dem auf den Blättern sich ablagernden Staube und lasse sie auf ihrem Standort, ohne sie oft zu wenden. Feinde der Gummibäume sind eine rothe Spinne, ein kleines, mit bloßem Auge kaum wahrnehmbares Insekt, und die schwarze Fliege. Beide zerstören die Blätter und können leicht durch öfteres Waschen der Blätter und des Stammes mit lauwarmem Wasser, in dem eine kleine Menge grüner Seife gelöst ist, vertilgt werden. — Abonnentin in W. Broccoli soll eine Art des Blumentofles sein; es gibt sehr und zwölf verschiedene Sorten, die indessen alle aus dem purpurrothen und dem grünen Broccoli hervorgegangen sind, die beide aus

Italien stammen. Broccoli wird im Herbst, Winter und Frühling gebraucht; die beste Zeit, ihn zu säen, ist der Februar und April für den Herbst- und Winterverbrauch, und der Juni für den Frühjahrsverbrauch. Die Cultur des Broccoli ist die des Blumentofles; auch er wird bei eintretendem Frost mit dem Ballen herausgenommen und bis März oder April frostfrei überwintert. In Norddeutschland gedeiht der Broccoli sehr selten, und zwar des Klimas wegen, in England wegen der milden Winter dagegen sehr gut. In Italien und dem südlichen Frankreich, wo unser Blumentofl nicht gedeihen will, ist Broccoli das beliebteste Gemüse. Man genießt davon nicht nur die Blumentofel, sondern auch die zarten Blütenstängel, wie Spargel zubereitet; daher sein deutscher Name Spargeltofl. Die vorzüglichsten Sorten sind der große niedrige Mammoth, der weiße, der violette und der violette frühe Broccoli. Für unser Klima eignet sich der Mammoth am besten, da er in nicht zu strengen Wintern im Freien ansieht. — D. v. L. in B. Unter unserer nordischen Sonne gedeihen die Wohlgerüche liefernden Pflanzen nicht in dem Maße, daß es sich lohnte, ihren Anbau nutzbringend zu machen. Höchstens sind es große Rosenkulturen, bei denen sich nebenher die Rosenblätter verwerten lassen, und zwar zur Bereitung von Rosenwasser. Für die anderen Wohlgerüche macht der Süden, besonders Italien und Südfrankreich, zu große Konkurrenz. Wir geben Ihnen als Beispiel des gemeinen großen Verbrauches an Blüten zur Fabrication wohlriechender Geigen und Oele an, daß allein die Parfümerie-Fabrik von Hermann in Cannes jährlich 140,000 Pfund Orangenblüthen, 129,000 Pfund Azulenblüthen, 140,000 Pfund Rosenblätter, 32,000 Pfund Jasminblüthen, 20,000 Pfund Veilchenblüthen, 8000 Pfund Tuberosen etc. verbraucht. Nizza und Cannes verbrauchen zusammen jährlich 20 Tonnen (à 20 Centner englisch) Veilchenblüthen; Nizza allein 190 Tonnen Orangenblüthen; Cannes allein 150 Tonnen Azulenblüthen. — Ella G. Die Veterinäre ist kein ursprünglich in Deutschland heimisches Genüß; sie wurde in der Mitte des 16. Jahrhunderts bei uns eingeführt; England erhielt sie im Jahre 1548 aus Sarbinen, Frankreich um dieselbe Zeit über Italien aus Macedonien. — Die feineren Gemüthe des südlichen Europas wurden zuerst nach den Niederlanden verpflanzt. — Der Blumengarten des 16. Jahrhunderts bestand aus Violeu (blauen, weißen und gelben), Anemonen, Hyacinthen, Rosen, Scabiosen, Rosmarin, Salbei, Villet, Nelken, Lavendel, Thymian, Pionien, Mohr, Tulipanen, Laet u. i. w. — W. 3. in G. An Stelle der kostbaren Habde- oder Moorerde für Rhododendron-Arten kann man sich eine solche künstlich aus dem überall zu habenden, werthloßen Torfabfall herstellen. Am besten ist recht alter, jahrelang gelagerter Abfall; man macht aus demselben einen flachen Haufen und überbraust diesen während 3-4 Tagen einigemal mit Wasser, welches mit Schwefelsäure versetzt ist, doch nur in dem Maße, daß es, in den Wind gebracht, nicht saurer als guter Essig schmeckt. Vor jedem Guß wird der Haufen umgestoßen, zur gleichmäßigeren Verteilung des Wassers. Schließlich wird die Masse ganz flach ausgebreitet und einige Tage liegen gelassen. Bevor sie zum Gebrauch kommt, wird der vierte Theil Sand hinzugefügt und möglichst gleichmäßig darunter gemischt. — Fr. G. in B. Eierne Gartenmöbel, Zeltbank etc., ebenso Geräte für Blumen- und Zimmergärten finden Sie in G. v. B. Magasin, Berlin, Hausvogtelplatz 12. — Die Gastronomen etc. des Berliner Rathhauses sind aus der Fabrik von S. Elster, Berlin, Neue Königsstr. 67.

Wäsche, Garderobe und Schmuck. M. v. G. — G. St. Firmen, welche Zupfbede verarbeiten, sind Jahrg. 1875, S. 252, Chiffre 5. R. in G. genannt worden. — Abonnentin in A. Helfe schickt man im Sommer vor Wotten, wenn man sie wie auf Seite 99 des Bazar d. J., Chiffre „Se länger je lieber“ angegeben, aufbewahrt. — L. D. Nr. 24. Dortmund. Der fragliche Seidenstoff läßt sich in jeder dunkleren Farbe auffärben, am besten Grau, Blau oder Grün. Schiden Sie denselben an B. Spindler's Färberei, Berlin, Wallstr., und lassen Sie ihn à la ressort färben. — Schwarze Grenadine, die naß geworden, färbt man auf der

linken Seite mit Krautemilchwasser gleichmäßig an und plättet sie. — Anna in G. Durch bloßes Rollen können Gardinen freilich niemals Steifigkeit erhalten; man wäscht und plättet sie wie andere feine Wäsche. — F. N. in A. — W. W. in Z. Die fragl. Maschine ist uns nicht bekannt. Wir haben wiederholt bemerkt, daß L. Löwe's (Berlin) Universal-Nähmaschine als eine sehr brauchbare Familien-Nähmaschine zu empfehlen ist. — Die Glanz-Glastic-Stärke von F. Schmidt, Berlin, Schwedterstr. 252, ist zu empfehlen.

Toilette, Mode, Handarbeiten. L. v. S. Amberg. Senden Sie den Spitzenhaub zum Auffärben und Appretiren an die Färberei von Spindler, Berlin, Wallstraße 12. — Langjährige Abonnentin in Burg-Fundstadt. Ihr Wunsch wird in einer der nächsten Nummern Berücksichtigung finden. — F. Sch. Evansville Ind. Amerika. Die verschiedenen Arten von Wagnardise sind bei Gebr. Schüler, Berlin, Margrafenstr. 61, vorräthig. — In Betreff des zur Holbein-Technik oder anderen Stidereien erforderlichen Materials wenden Sie sich an C. M. König, Berlin, Jägerstr. 23. — St. und G. in Düsseldorf. Blisse-Maschinen für Kleiderbände und Weiswägen fertigt die Fabrik von B. Martens, Berlin, Hagenwallstr. 18. — H. v. S. Zur moderechten Verfertigung der Toilette empfehlen wir Ihnen, einen Rock aus Wall beliebiger zu garniren und den vorhandenen gestifteten Stoff zur edelartigen langen Tunica zu verwenden. Letztere erhält am oberen Rande feilförmig nach innen liegende Falten, welche die Tunica, der Figur anschließend, formen, am hinteren Theil schlingenförmig herabfallende Draperien und Enden. Die Verwerthung der Stiderei zur Taille richtet sich nach der Form derselben. — N. Die Wäschemümmen wird auch diesen Gegenstand berücksichtigen, der allerdings nicht ohne praktische Vorzüge ist. — F. v. W. Aurland. Die nächste Nummer befindet sich bereits unter der Presse, die folgende ist arrangirt, aber die für gedachte Stoffe wünschenswerthen Arrangements finden Sie dennoch in einer der nächsten Nummern. — Julia Marion. Als einfaches Beispiel empfehlen wir Ihnen schwarze Mohair-Geigen, als reichere Garnitur schwarze Taffet-Blüthen. — Z. B. in D. Wäschinen-Maschine ist jedenfalls einträglicher, als Bünsfiderei. — N. R. Hamburg. Die Spitze verhält allerdings, für unsere Zwecke bedarf es aber doch einer größeren Ausfühlichkeit. — Luana. Für derartige Arbeiten ist eine Schablone praktischer, wollen Sie sich dieserhalb an die Firma von C. W. Heyl, Berlin, Neue Köststraße 1, wenden. — Z. in B. Haben Sie wohl beachtet, wie Wenige sich für eine derartige Toilette interessieren, mit der wir Ihren Beifall erlangen sollen, um „vielleicht“ eine Schmittbestellung darauf zu erhalten? — Anna. Leider müssen wir die erste Bitte ablehnen beantworten, da sich die Methode der Arbeit und die Form der erforderlichen Instrumente nicht in gedrängter Kürze lehren lassen. — A. V. Schwarze Grenadine kann nur über ein gleichförmiges Unterleib getragen werden und eignet sich mehr zu Trauerkleidern. Eine der nächsten Nummern bringt ein für Ihre Zwecke geeignetes hübsches Arrangement auf Tüll.

Arbeitslich. Ida v. L. Zum Fixiren von Bleistiftzeichnungen überzieht man dieselben mit Collobion, in welchem 2 Procent Stearin aufgelöst sind. Man legt die Zeichnung auf eine Glasplatte oder auf ein Brett und überzieht sie mit dem Collobion gerade so, wie der Photograph seine Platten überzieht, das überschüssige Collobion läßt man von einer Seite der Platte zurück in die Vorratshülse laufen. Nach kurzer Zeit ist die Zeichnung trocken, das Papier völlig weiß geblieben und besitzt einen matten Glanz; die Zeichnung ist dann so gut conservirt, daß man sie mit Wasser abwischen kann. — Abonnent in W. — G. W. S. Abzichbilder aller Art, auch in Porzellan- und Glasfarben, fertigt C. Fesse in Leipzig.

Literatur und Kunst. Drei Menschenalter. Novelle von Sophie v. Boff. Gera, Griesbach'sche Buchhandlung. Wer sich gerne ergeht in der klaren, anschaulichen Darstellung eines heiteren, gemüthlichen Familienlebens, wer gerne dem Glanz eines Menschengeschickes folgt, das vom Ahn bis zum Entel nicht auf lauter Gebirgen, aber auch nicht auf zerfetzten sich zur harmonischen Lösung weidet, der wird das ebengenannte kleine Buch als eine heitere, nicht aufregende Lectüre gerne als Geschenk erhalten oder Anderen eine Freude damit bereiten. — L. v. W. in Wien. Hopp, hopp! ist willkommen.

Notiz.

Laut Verfügung des Kaiserlichen General-Postamtes zu Berlin werden Bestellungen im Laufe eines Quartals zwar nach wie vor angenommen, jedoch ein Zuschlag für Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern des betreffenden Quartals verlangt. — Wir bitten daher alle berechtigten Abonnenten gegen Nachzahlung obigen Betrages bei den betreffenden Postanstalten die fehlenden Nummern zu reclamiren und der Nachlieferung gewärtig zu sein.

Wir bitten, alle die Redaction der belletristischen Nummern betreffenden Sendungen, Briefe, Anfragen etc. etc. färdershin nur noch an die „Redaction des Bazar“ zu richten.

Die Redaction des Bazar.

Der heutigen Nummer liegen bei:
Saison-Toiletten-Muster der Grands Magasins Du Louvre in Paris.

Für Oesterreich-Ungarn!

Die Leinwand-Niederlage des S. HRUZA

„Zur Stadt Rumburg“, Wien, I. Goldschmidgasse Nr. 9 empfiehlt unter Versicherung der solidesten Bedienung ihr reelles Lager in allen Sorten Leinwänden, Zwilch- und Damast-Tischzeugen und Handtüchern; Kaffeetücher, Taschentücher, Chiffon, Oxford-Shirting, englischen Piqué, Leinen- und Baumwoll-Java, Tisch- und Bett-Teppeiche, Barchente und alle in dieses Fach eingehenden Artikel. Jede Art Wascheanfertigung wird bestens besorgt; Anfragen aus der Provinz bereitwilligst beantwortet, Muster und Preis-Courante gratis und franco zugesandt. (Gegründet 1793.)

Glafey-Nachtlichter, bewährt seit 1808, prämiirt in Nürnberg, Paris, Altona u. Wien, zu haben in allen bedeutenden Geschäften Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. G. A. Glafey, Nürnberg. [44]

H. Lisser Wwe, Berlin, Jägerstr. 42, empfiehlt lange Corsets für Panzerkaisen, Supons und Tournures in reichster Auswahl und jedem Genre. [5]

Unentbehrlich für jeden Haushalt! Zusammenlegbare Gestelle zum Trocknen der Wäsche in verschiedenen Größen zum Preise von M. 8-9-10, für Kinder- und Puppen-Wäsche zu M. 3.00. Verhindert gegen Nachnahme die Puppen- und Kinder-Rohr-Möbelfabrik Conrad Gagel, Coburg. [443]

Gartenstein'sche Leguminose wird rühmend in allen medicinischen und vielen anderen angesehenen Zeitschriften (s. auch Bazar 1875, Nr. 46, S. 381 und Gartenlaube 1875, Nr. 9, S. 153) als bestes Nähr- und Stärkungsmittel für alle Kranken und alle Reconvalescenten anerkannt und ist namentlich auch Magenkranken, an Diarrhoe leidenden Kindern, schwächlichen, blutarmen und abzehrenden Personen, stillenden Frauen, sowie als Ersatz der Muttermilch und Fleischnahrung auf's Angelegentlichste zu empfehlen. — Zu haben in allen größeren Städten Deutschlands und den meisten der angrenzenden Länder in den bekannten Depots, sowie direct durch Gartenstein & Comp., Chemnitz i/S. Preis für Deutschland 1/2 Mark pr. Paquet. [382] Älteste der angesehensten medicinischen Autoritäten und Gebrauchsanweisung gratis.

Bazar de Voyage,

J. Demuth, Hoflieferant, Berlin C., Schlossfreiheit 1.

Fabrik und größtes Lager von Reise-Effekten und feinen Lederwaaren. Empfiehlt sich den geehrten Damen zur geschmackvollen Garnitur von Handarbeiten in diesem Genre. [11]

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft G. Zehmeyer in Nürnberg. [445]

Als besonders weich und mild für die Haut, sowie gegen das Ausschlagen derselben empfehle

Lohse's beliebte Liliennilch-Seife, die wegen ihrer Reinheit und Feinheit alle Toilette-Seifen übertrifft, à Stück 75 A, 6 Stück 4 M.; parfümirt in türk. Rosen à Stück 1 M. 75 A und 2 M. 25 A, 3 Stück 4 M. 50 A und 6 M.

LOHSE, Parfümerie, Hoflieferant Ihrer Majestät der Kaiserin. Erfinder des f. t. privilegirten Hautwassers „Eau de Lys de Lohse.“ Berlin W. 46, Jägerstraße. Breiscourante sämmtlicher Parfümerien franco und gratis. [444]

Shantung, waschbare, reinseidene, gefärbt. Chines. Bast-Roben (18 1/2 Meter = 28 Ellen enthaltend), per Robe 25 und 30 Mark, empfiehlt H. LISSAUER, Kgl. Hoflieferant, Berlin W., Jägerstrasse 24. [457]

1/2 Stunde von Frankfurt a. M. Bad Homburg 1/2 Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksame Brunnenkur bei allen Magen- und Unterleibsleiden (Leber, Milz, Gelbsucht, Gicht). Wegen der frischen Bergluft ist der Aufenthalt sehr empfehlenswerth für Nervenleidende. Mineral-, Sool- und Kiefernadel-Bäder. Molkenkur. Vorzügliches Orchester, Theater, Réunions, Waldfeste, Feuerwerke, Illuminationen. — Elegante Conversations- und Ballsäle, Lesezimmer, Café, Billards. Reizende Anlagen u. Park.

Die vorzügliche Qualität der mit nebenstehender Marke bezeichneten Chocoladen aus der rühmlichst bekannten Fabrik von Ph. Suchard in Neuchâtel (Schweiz) findet mit jedem Tage mehr die ihr gebührende Anerkennung; der stets steigende Absatz bietet dafür den besten Beweis. [184a] Auf die große Auswahl zu Geschenken geeigneter Phantasiestückeln m. Chocolade wird noch ganz besonders aufmerksam gemacht. Entrepôt général à Paris, 16 rue Montmorency.

Kinder-Wagen von J. G. Teuscher Sohn, BERLIN, SW. Leipziger Str. 88. Preis-Courante franco und gratis.

Mineralseife. Patentirte Wasserglas-Composition. Das allgemein und auch von der Redaction des Bazar anerkannte, vorzügliche Waschmittel für Hauswäsche aller Art, Seide, Wolle, Baumwolle, Leinen etc., ohne Falter oder Farbe im Mindesten anzugreifen, offeriren gegen Einlieferung von drei Reichsmark 10 Pfd. Brutto im Holverein franco [167] van Baerle & Spinnagel, Berlin N.

Das Geheimniß eine Tasse Kaffee von demselben vorzüglichen Geschmack und derselben prachtvollen Farbe, wie man sie in Wien, Prag und in den böhmischen Wäldern trinkt, herzustellen, beruht einfach darauf, daß man dem Vorkaffee eine Kleinigkeit Otto G. Weber's Feigenkaffee*) zusetzt. *) Rühmlichst empfohlen vom „Bazar“, „Neuer Land und Aler“ u. s. w. als das feinste Fabrikat dieser Art. — Preis à Pfd. 1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfund Zusendung franco. — Zu haben in der Fabrik von Otto G. Weber in Berlin, S. O., Schmidstraße 31. [332]

Engelhardt's Isländisch-Moos-Pasta gegen Husten und Heiserkeit. Das Präparat zeichnet sich vor anderen durch seinen angenehmen, nicht allzu süßen Geschmack aus. Preis 70 Pf. Zu haben in den Apotheken. [70 Pf.]